Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 26 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **6. Dezember 1907**

Contes drôlatiques.

„. . . In der Schule der politischen Projectmacher habe ich mich nur schlecht unterhalten, denn die Herren schienen mir verrückt zu sein, und eine solche Scene machte mich immer sehr melancholisch. Diese unglücklichen Leute brachten Entwürfe in Vorschlag, die Monarchen dahin zu überreden, daß sie ihre Günstlinge nur nach Weisheit, Fähigkeit und Tugend wählen; daß Minister belehrt würden, nur das Wohl des Staates in Betracht zu nehmen, Verdienst, Fähigkeit und Dienste zu belohnen; sie suchten die Fürsten über ihr wahres Interesse aufzuklären, so daß sie letzteres auf derselben Grundlage, wie das Volk, erbauten, und daß sie für Aemter nur die passenden Personen wählen. Es fanden sich darunter noch mehre wilde und unausführbare Hirngespinnste, die kein Mensch bisher begreifen konnte, und die mich von der Wahrheit jener alten Bemerkung überzeugten, es gäbe keine so ausschweifende und unvernünftige Meinung, welche von einzelnen Menschen nicht als Wahrheit aufgestellt sei.

Unter Andern machte ich die Bekanntschaft eines Arztes, welcher mit der Natur und dem System des Regierens vollkommen bekannt zu sein schien. Diese ausgezeichnete Person richtete seine Studien auf einen sehr nützlichen Zweck, auf die Erfindung von Mitteln, welche allen Krankheiten und Verderbnissen der Staatsverwaltung abhelfen werden. Alle Schriftsteller und Philosophen gestehen einstimmig zu, es finde sich eine Aehnlichkeit zwischen dem natürlichen und politischen Körper, und so ist es klar, daß die Gesundheit beider erhalten, die Krankheit beider curirt werden muß durch dieselben Recepte. Es ist bekannt, daß große Versammlungen häufig durch überflüssige, aufbrausende und andere schädliche Säfte beläftigt werden, daß man Krankheiten des Kopfes und noch häufiger des Herzens, bei ihnen beobachtet; daß starke Convulsionen der Nerven und Sehnen in beiden Händen, besonders aber in der rechten Faust, bei ihnen stattfinden; daß sie an Spleen, an Blähungen, Schwindel und Delirien leiden; daß sie scrophulöse Geschwülste mit fauler Materie enthalten; daß sie an saurem und stinkendem Aufstoßen, an Unverdaulichkeit und an anderen Uebeln krank sind, deren Erwähnung hier nutzlos sein würde. Der Doctor machte deshalb den Vorschlag, sobald man im Senat zusammenkomme, sollten Aerzte bei den drei ersten Versammlungen gegenwärtig sein, und nach dem Schlusse einer jeden Sitzung den Puls der Senatoren untersuchen; nachdem sie hierauf die Natur der Krankheit und die Gegenmittel reiflich berathen, sollten sie am vierten Tage, vom Apotheker begleitet, welcher die passende Medicin mitbringen würde, in den Versammlungssaal zurückkehren. Bevor alsdann die Sitzung beginne, sollten Parlamentsmitgliedern Abführungsmittel, Brechmittel, Corrosiva, Astringentia, Palliativa, Acustica usw. gereicht werden, wie dies die besonderen Fälle erforderten; nach der Wirkung dieser Medicin sollten alsdann diese Mittel bei jeder Sitzung vermehrt, verändert oder aufgegeben werden.

„Dies Project würde nicht viel Geld kosten und müßte nach meiner demüthigen Meinung die schnellere Abfertigung in denjenigen Ländern befördern, wo die Parlamente Anteil an der gesetzgebenden Gewalt besitzen. Die Einstimmigkeit würde dadurch befördert, die Debatte abgekürzt. Mancher jetzt geschlossene Mund erhielte dadurch Flüssigkeit der Rede, ein anderer, der zu sehr sich öffnet, würde dadurch geschlossen werden; der Muthwille der jungen Parlamentsmitglieder würde dadurch wegpurgirt, und das Phlegma der älteren vermindert werden; der Dumme würde dadurch aufgeweckt und der Impertinente in seiner Hitze gemäßigt.

„Der Doctor gab ferner den Rath: jeder Deputirte einer Nationalversammlung solle, nachdem er seine Meinung ausgesprochen und vertheidigt, seine Stimme für die entgegengesetzte Behauptung übergeben. Geschehe dies, so würde das Resultat unfehlbar zum Vortheil des Publikums ausfallen.

„Wenn Parteiwuth in einem Staate zu heftig wird, so sei ein wunderbares Mittel in Anwendung zu bringen, damit der Friede wieder hergestellt werde. Die Methode ist folgende: man nimmt ungefähr hundert Parteiführer und stellt sie paarweise, nach Aehnlichkeit ihrer Schädel, auf. Alsdann sägt ein geschickter Operateur den Schädel eines jeden zu derselben Zeit und in solcher Weise ab, daß er das Gehirn auf gleiche Weise theilt. Alsdann werden die abgesägten Theile des Hirnschädels vertauscht, indem der Conservative den eines Liberalen erhält und umgekehrt. Allerdings scheint dies Verfahren eine große Geschicklichkeit zu erfordern. Der Professor gab uns jedoch die Versicherung, der Erfolg werde unfehlbar sein, wenn die Operation nur auf geschickte Weise ausgeführt würde. Seine Schlußfolge war folgende: da die beiden Gehirne alsdann in einem Schädel die Sache unter sich ausmachen, werden sie sich sehr bald gegenseitig verständigen und dadurch jene Mäßigung und regelrechte Denkmethode bewirken, welche in den Köpfen derjenigen so sehr zu wünschen ist, welche einzig zu dem Zwecke in die Welt gekommen zu sein glauben, damit sie die Bewegung derselben überwachen und leiten. Was nun den Unterschied der Gehirne in Quantität und Qualität betreffe, so versicherte uns der Doctor, dies sei kein sehr wichtiger Umstand.

„Ich hörte eine heftige Debatte zweier gelehrten Häuser über die bequemste und wirksamste Weise Steuern zu erheben, ohne den Unterthanen lästig zu werden. Der erste behauptete: die gerechteste Methode werde darin bestehen, wenn man Laster und Thorheit besteuere; die Summe für Jeden müsse alsdann aufrichtig durch eine Jury bestimmt werden, welche aus seinen Nachbarn zusammengesetzt würde. Der zweite war durchaus der entgegengesetzten Meinung: man müsse diejenigen Eigenschaften des Körpers und der Seele besteuern, worauf die Menschen hauptsächlich eitel wären; man müsse geringere oder höhere Abgaben nach dem Verhältniß der Eitelkeit bestimmen; einem Jeden müsse die Entscheidung in diesem Punkte überlassen bleiben. Die höchste Abgabe müsse von Männern bezahlt werden, welche große Günstlinge des andern Geschlechts seien, und zwar nach Verhältniß der Zahl und der Natur aller Gunstbezeugungen, die sie erhalten hätten. Hierbei solle ihnen erlaubt sein, Zeugniß für sich selbst abzulegen. Witz, Tapferkeit und Höflichkeit solle ebenfalls hoch besteuert werden, wo dann die Abgaben in derselben Art eingezogen werden müßten; indem nämlich jeder Mann die Quantität, die er besitze, auf sein Ehrenwort angebe. Ehre, Gerechtigkeit, Weisheit und Gelehrsamkeit sollen jedoch nicht besteuert werden, weil es Eigenschaften sind, die Keiner seinem Nebenmenschen zugestehen, oder bei sich selbst bedeutend schätzen wird.

„Die Weiber müßten ferner im Verhältniß ihrer Schönheit und ihrer Geschicklichkeit, sich zu putzen, besteuert werden, und dabei dasselbe Privilegium, wie die

Männer, besitzen, d. h. sie müssen den Grad derselben selbst bestimmen; Beständigkeit, Keuschheit, Verstand und Gutmüthigkeit sollten jedoch in die Steuerliste nicht aufgenommen werden, weil sie die Kosten des Steuererhebens nicht einbringen würden.

„Damit die Parlamentsglieder stets im Interesse der Krone ihre Stimmen abgeben, wurde der Vorschlag gemacht, sie sollten um Staatsämter würfeln. Jeder müsse zuvor schwören und Bürgschaft leisten, um nach dem Willen des Hofes zu votiren, er möge gewinnen oder verlieren; dafür erhalten diejenigen, welche verlieren, auch die Freiheit, bei der nächsten Vacanz wieder zu würfeln. So würde Hoffnung und Erwartung fortwährend erhalten; Keiner würde sich über gebrochene Versprechen beklagen, sondern jede Vereitelung seiner Hoffnungen ausschließlich der Fortuna zur Last legen, deren Schultern breiter und stärker wie die eines Ministers seien."

Diese Citate waren mit fast unleserlicher Handelsschrift auf kleine Zettel geschrieben und wurden am letzten Samstag nach der Sitzung im Plenarsaal des Reichstages von einem der Waschweiber unter dem Sitze eines Wilden gefunden. Nicht weit von dem Sessel des Abgeordneten Bebel wurden zwei weitere Zettel entdeckt. Der Eine lautet:

„In Processen der Personen, welche wegen eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt wurden, ist die Verfahrungsart bei Weitem kürzer und empfehlenswerter, als in Privatklagesachen. Der Richter sucht zuerst die Stimmung der Machthaber zu erforschen und kann alsdann einen Verbrecher sehr leicht retten oder hängen lassen, indem er alle Rechtsformen mit der gehörigen Genauigkeit beobachtet."

Der Zweite: „Da ich aber zufällig einen Staatsminister erwähnte, befahl man mir, zu sagen, was ich unter dieser Benennung verstehe. Ich sagte, ein Premierminister, den ich zu beschreiben beabsichtige, sei ein Geschöpf ohne Freude und Kummer, ohne Liebe und Haß, ohne Mitleid und Zorn; er gebrauche seine Rede zu allen Dingen, nur nicht um seine wirklichen Gedanken zu verkünden; er sage nie eine Wahrheit, als in der Absicht, daß man sie für eine Lüge halte, noch eine Lüge je, als damit man sie für wahr ihm glaube; diejenigen, denen er in ihrer Abwesenheit die schlimmsten Dinge nachsage, könnten überzeugt sein, daß er sie befördern werde; Andere, denen er in ihrer Gegenwart oder Abwesenheit Lobsprüche ertheile, könnten sich als verlorene Leute betrachten. Das schlimmste Zeichen für irgend eine Hoffnung sei jedoch ein Versprechen, besonders wenn es mit einem Eide bestätigt werde. Hierauf pflege sich Jedermann zurückzuziehen und alle Hoffnung aufzugeben." Mit Blaustift standen hier von unbekannter Hand die Worte: Armer Max, ärmerer Posa, ärmster Freisinn!

Auf der Bundesrathsestrade endlich fand sich ein Zettelchen mit den mit männlich steter Hand geschriebenen Worten:

Man schlenkert sie halt einfach an die Wand!
Sich da befussen thut nicht gut;
Sie schaden dem nur, der sie fürchten thut.

Der genaue Fundort war leider nicht mehr zu ermitteln. Doch im Papier oben rechts ein Fürstenhut in Golddruck.

Da die Citate nur aus einer socialistischen oder anarchistischen Schrift stammen können, wird nach dem Autor eifrig gefahndet, und die Königliche Staatsanwaltschaft soll bereits ein Verfahren gegen Unbekannt wegen Verächtlichmachung von Verfassungseinrichtungen eingeleitet haben, das bisher leider ergebnislos verlief.*)

Karl Schnitzler.

*) Ist ein kleiner Wink gestattet? Der Stil erinnert an Jonathan Swift, und die Ketzereien stehen, irre ich nicht, in den von Doktor Kottenkamp übersetzten Reisen Gullivers nach Lilliput. Und der letzte? Valentin, der ungehobelte Laffe, sagts in Mystificinskys Faust.

Die Bedeutung der syndikalistischen Lehren.

Von Werner Sombart.

Kein Zweifel: die Syndikalisten wirken außerordentlich anregend. Sie bringen die träge Masse der sozialistischen Gedankenwelt wieder etwas in Fluß und verhindern die völlige Erstarrung. Darin dem „Revisionismus" vergleichbar, wenn nicht überlegen. Denn an vielen Stellen dringt ihre Kritik tiefer als die der Revisionisten oder richtiger: der reformistischen Revisionisten; denn als Revisionisten bezeichnen sich auch die Syndikalisten gern, nur im Gegensatz zu den friedfertigen als revolutionäre Revisionisten. Als solche müssen wir sie daher auch in erster Linie werten; als solche haben sie ihre große historische Bedeutung. Denn es ist immer gut, daß Ketzer aufstehen, wo eine Hochkirche herrscht. Und Optimisten mögen sich sogar der Hoffnung hingeben, daß die Syndikalisten, wenn sie (als Richtung!) erst in ein reifes Mannesalter eintreten, am Ende uns noch eine lebensfähige und den modernen Anschauungen angemessene soziale Theorie bescheren. Einstweilen freilich ist das, was sie uns mitzuteilen haben, noch Stückwerk, und teilweise sogar ist der Bau mit brüchigem Gestein aufgeführt, das unweigerlich entfernt werden müßte, soll beim Weiterbauen nicht die Sicherheit des ganzen Baus in Frage gestellt werden.

Wo steckt nun das Lebensfähige, Starke; wo das Brüchige, Tragunfähige, Schwache?

Ich will mit den Aposteln des neuen Glaubens nicht über den Inhalt dieses Glaubens selbst, über ihr Hoffnungen, kurz über ihre Ideale streiten.

Nur eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken: wenn die Syndikalisten bei jeder Gelegenheit betonen, daß die soziale Revolution nur dann einen Sinn hat, wenn die zukünftige Gesellschaft von Grund auf sich neugestaltet, wenn sie aus völlig neuem Geiste geboren wird; wenn sie eine förmliche Scheu haben, sich durch die Verwertung irgendeiner kapitalistischen Einrichtung zu kompromittieren: warum entnehmen sie dann ihre Ideale ausschließlich der kapitalistischen Gedanken- und Empfindungswelt? Oder sind sie sich darüber nicht klar, daß das unselige Ideal des „Fortschritts", mit dem die Menschheit nun seit Jahrhunderten genarrt und in der Wüste herumgeführt wird, allein aus der kapitalistischen Dynamik erwachsen ist? Daß ebenso die Wertung des ewig Werdenden in der sozialen Welt, des ewig Unfertigen, der ewigen Unruhe und Unrast kapitalistischem Geiste entsprungen ist? Wie erklärt es sich, daß so feine Menschen, die mit allem Degout erfüllt sind vor den Brutalitäten der modernen Kultur, dieses ekelhafte Baumwollspinnerideal der möglichst hoch gesteigerten Produktivität zu dem ihrigen erklären? „Wir haben", meint Sorel einmal, „von Marx die These überkommen: daß der Fortschritt der Produktion niemals zu rasch sein kann, und wir betrachten diesen Satz als den kostbarsten Bestandteil in der Erbschaft des Meisters." Sonderbar, höchst sonderbar! Konnte man Marx vor zwei Menschenaltern noch eine solche Geschmacklosigkeit verzeihen (deren ich mich selbst noch vor zehn Jahren schuldig gemacht habe): heute sollte doch jedermann, der etwas auf seine Reputation gibt, nicht mehr solche Parvenuideale mit sich herumschleppen. Zumal nicht, wenn man einen neuen Weltanfang inaugurieren will. Da ja doch dieser Gedanke: es kann nie genug produziert werden, das legitimste Kind des kapitalistischen Snobismus ist.

Eine Zeitlang schien es fast, als sei der Syndikalismus wirklich im Begriffe, ein neues wertvolles Ideal: das des Produzenten, zum Leitstern seiner sozialen Pläne zu machen.

Denn in der Tat ließe sich die Idee: eine Gesellschaft aufzubauen nur aus produktiven Menschen, sie zu gliedern nach Maß und Art der Produktivität ihrer Mitglieder, die Entgelte zu differenzieren nach der produktiven Leistungsfähigkeit des Einzelnen — recht wohl zu dem Tragbalken eines modernen sozialen Systems machen, an dem man seine Freude haben könnte (von der Realisierbarkeit braucht hier nicht gesprochen zu werden). Da wurde aber gleich im Anfang alles Neue, alles Reizvolle, alles Zündende aus dieser Idee herausgenommen: denn man legte den Begriff des Produzenten von vornherein in dem alten traditionellen marxischen Sinne fest, wonach bekanntlich nur der Handarbeiter „produktiv" ist. Mit dieser banausischen Lastträgeridee kann man natürlich nicht neues Licht in die Welt tragen. Dort also müßte der Syndikalismus einsetzen, wollte er uns die Erlösung von dem Uebel bringen: neue soziale Ideale müßte er uns als Fanale aufstecken.

Aber wie gesagt: ich wollte diese Seite seines Systems nur im Vorübergehen berühren, um nun etwas ausführlicher bei denjenigen Punkten zu verweilen, über die sich wirklich streiten läßt.

Da möchte ich nun gleich als ein großes Verdienst der syndikalistischen Theoretiker hervorheben: daß sie in die Schäden unserer Kultur zweifellos tiefer hineinleuchten als irgendeine andere sozialistische Doktrin. Wo insbesondere die Altmarxisten Lösungen oder - - gar nichts sehen, sieht der Syndikalismus erst Probleme: So wenn er die Schwächen der Demokratie und die Gefahren der Demagogie aufdeckt; wenn er auf die menschheitzerstörenden Kräfte der staatlichen Zentralisation und die Bureaukratisierung unseres gesamten Lebens hinweist, und namentlich wenn er die Kulturwidrigkeit und Menschenunwürdigkeit unseres auf Differenzierung und Integrierung der einzelnen Arbeitsleistungen aufgebauten Systems der Arbeit hervorhebt. Und zu all dieser Kritik hinzufügt: Keiner dieser Uebelstände (die die kardinalen Uebelstände unseres sozialen Lebens sind) würde aus der Welt geschafft werden, auch wenn alle Produktionsmittel längst der Gemeinschaft überliefert wären, das heißt, auch wenn die kapitalistische durch die sozialistische Produktionsweise (wie sie sich die Altmarxisten denken) ersetzt worden wäre.

Nur daß mich die Lösungen der Syndikalisten auch nicht recht befriedigen. Es geht doch nicht an, jene Uebelstände dadurch beseitigen zu wollen, daß man eine soziale Ordnung dekretiert, die sie nicht mehr enthält! Daß man einfach erklärt: wir wollen keine Zentralisation, keine Bureaukratie und setzen an ihre Stelle die autonome Arbeitergruppe, die keinerlei Aufsicht und Oberverwaltung braucht. Oder: wir wollen die Fabrik mit ihrer geisttötenden Arbeitsspezialisierung nicht und ersetzen sie durch die wieder durchgeistigte Vollarbeit des individuellen Produzenten. Das ist doch Utopismus reinsten Wassers. Denn diese Reformvorschläge berücksichtigen zu offensichtlich ganz und gar nicht die notwendigen Bedingungen, an die unsere gesellschaftliche und wirtschaftliche Kultur gebunden ist. Die sie machen, übersehen, daß alle von ihnen aufgedeckten Uebelstände aus zwei Grundtatsachen unserer Kultur sich mit Notwendigkeit ergeben: aus der Ueberfüllung unserer Länder mit Menschen und aus unserer Technik. Die Masse braucht die moderne Technik, und die moderne Technik braucht zu ihrer Entfaltung die Zerstörung der alten organischen Vollarbeit und ihre Auflösung in Teilverrichtungen, die — sei es innerhalb eines Betriebes, sei es innerhalb eines Bezirks — wieder zu einer Einheit zusammengefügt werden müssen.

Was heißt es: die Autonomie der Arbeitergruppe als Heilmittel empfehlen angesichts dieser Tatsache? Angesichts der modernen Verkehrsmittel, die sich immer mehr zu einem Länder und Erdteile umspannenden Systeme auswachsen? Welche autonome Arbeitergruppe soll die Eisenbahnlinien Nordamerikas oder die Kanäle eines Landes oder die Pittsburger oder Essener kombinierten Eisenwerke in Verwaltung nehmen, ohne sich dreinreden lassen zu müssen? Hier begegnen wir bei den Syndikalisten derselben Weltfremdheit, die wir von den Anarchisten her zur Genüge kennen.

Dasselbe gilt aber — ich möchte sagen in erhöhtem Maße —, wenn wir ihre Gedanken mustern, die sie über die Neugestaltung unserer Arbeitsverfassung äußern: So z. B. wenn Edouard Berth (der Spezialist auf diesem Gebiete) sich einmal wie folgt ausläßt: „Damit die Arbeiter wirklich frei werden, ist es notwendig, daß die hierarchische Teilung der Arbeit aufhöre; ist erforderlich, daß sich von den Arbeitern die Kollektivkraft ablöse, die die Werkstatt in Bewegung setzt, und daß die Arbeitergruppe, indem sie in sich die intellektuellen Kräfte der Produktion aufnimmt (résorbant en lui les puissances intellectuelles de la production) und als Gruppe, ähnlich einem Unternehmer, wie Labriola sagt, den Gesamtplan der Arbeit entwickelt: Leitung und Ausführung einbegriffen. Das ist die Lösung. Außerdem bleibt der Sozialismus eine Nachahmung bürgerlichen Wesens (contre façon bourgeoise).

Ganz einverstanden, Monsieur Berth, daß die hierarchische Arbeitsteilung aufhören müsse, damit der Arbeiter völlig befreit werde usw. Aber genügt denn zu dem allen, daß Sie es dekretieren? Wie stellen Sie sich diese Emanzipation des Arbeiters z. B. in einem Eisenbahnbetrieb, an einem Hochofen, in einem Walzwerk, in einem Steinkohlenbergwerk, in einem Warenhause oder in irgendeinem beliebigen modernen Großbetriebe vor?! Das müßten Sie uns erst sagen. Bis dahin können wir uns, die wir die Arbeitsorganisation etwas kennen, nichts, aber auch rein gar nichts unter Ihren Worten vorstellen und müssen eine Wendung wie diese: „Il socialismo abolirà non erediterà il sistema di fabbrica“ („der Sozialismus wird das Fabriksystem nicht erben, sondern abschaffen“: ich glaube, sie findet sich bei Enrico Leone) in das Reich — verzeihen Sie das harte, aber allein zutreffende Wort — der Phrase verweisen.

Nein: der große Fehler, den hier die Syndikalisten (ähnlich hierin den Anarchisten) begehen, ist der: daß sie eben die aus Masse und Technik (unabhängig von aller sozialen Ordnung!) sich ergebenden Notwendigkeiten unserer Kulturgestaltung nicht erkannt haben. Oder wenn sie sie erkannt haben, daß sie nicht mit dürren Worten ausgesprochen haben: damit unsere Pläne sich verwirklichen können, ist die Erfüllung zweier Voraussetzungen unbedingt erforderlich:

1. muß die lebende Menschheit auf mindestens die Hälfte reduziert und
2. müssen sämtliche Steinkohlenbergwerke und Eisenerzgruben gesperrt werden.

Vortrefflich wiederum ist die Kritik, die die Syndikalisten an der altsozialistischen Theorie der sozialen Entwicklung üben: wie der Uebergang aus der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaftsweise zu denken sei.

Besonders glücklich scheinen mir die Ausführungen zu sein über die schematische politische Umformungstheorie, die in der Lehre von der Diktatur des Proletariats bekanntlich ihren letzten Ausdruck findet. Nicht müde werden die Syndikalisten zu wiederholen: daß eine

bloße Aenderung der Rechtsordnung keineswegs genügt, um eine neue Gesellschaft ins Leben zu rufen. Sie verspotten (mit vollem Recht, wie mir scheint) „den parlamentarischen Aberglauben . . . vermöge dessen man wähnt, daß Gesetze die Wunderkraft haben, neue soziale Kräfte zu schaffen" (Leone); „die Vorstellung von der magischen Wirkung der Regierungsgewalt" (Sorel). Und stellen immer wieder fest: „Parteien können Abgeordnete wählen; aber weder eine Maschine in Gang setzen, noch eine Unternehmung organisieren" (Labriola).

Damit eine neue Gesellschaft lebensfähig sei, müßten vielmehr die schöpferischen und organisatorischen Fähigkeiten bei ihren Mitgliedern vorhanden sein. Den echt marxischen Gedanken (der nur freilich, wie ich an anderer Stelle schon nachwies, durch die rein blanquistische Wahnidee von der „Diktatur des Proletariats" und ähnlichem verdunkelt und verwirrt wird), daß die neue Gesellschaft sich im Schoß der alten schon herangebildet haben muß, ehe sie Aussicht auf selbständigen Bestand hat (das, was ich die Sozialisierungstheorie im Marxismus nenne), entwickelt die syndikalistische Theorie in fruchtbarer Weise dadurch, daß sie den Hauptnachdruck auf die Erfüllung der psychologischen und ethischen Vorbedingungen der neuen Gesellschaft legt. Immer wieder wird betont, daß die lebenden Menschen die technischen und moralischen Eigenschaften oder wenigstens die Keime dazu besitzen müssen, die nötig sind, um ein ganz neues Produktionssystem einzuführen; daß die Entwicklung der „Produktivkräfte", das heißt der Verfahrungsweisen und des Produktionsmittelapparates nicht genügt, um darauf eine ganz neue Gesellschaft zu begründen: „der Syndikalismus baut seine ganze Zukunft auf die ökonomischen, psychologischen, ethischen und politischen Kräfte, die sich im Proletariat entfalten müssen" (Leone). „Die neue Schule hat sich sofort vom offiziellen Sozialismus dadurch abgehoben, daß sie die Notwendigkeit einer Sittenverbesserung (la nécessité de perfectionner les moeurs) anerkannte" (Sorel).

Nur freilich: wie sich die Syndikalisten die Erfüllung dieser psychologisch-ethischen Bedingungen des Sozialismus vorstellen, scheint mir nicht ganz einwandfrei zu sein. Ich glaube, daß dabei wieder eine schwere Menge Utopismus unterläuft, wie ich in einem folgenden Aufsatze zu zeigen versuchen werde.

Die Bagdad-Bahn. Von Alfred Lansburgh.

Je mehr die Verfügungsgewalt über das deutsche Volksvermögen und seinen jährlichen Zuwachs sich in den wenigen Händen der plutokratischen Elite, der Hochfinanz konzentriert, um so mehr entfernen sich die Prinzipien, nach denen diese Verfügungsgewalt ausgeübt wird, von der nüchternen kaufmännischen Kalkulation. Die Willkür tritt an die Stelle der Berechnung, und Einflüsse, die jenseits vom Einmaleins liegen, geben dem Kapital seine Direktiven. Das alte volkswirtschaftliche Gesetz, daß das Geld dahin geht, wo es die lohnendste Verwendung findet, gilt nicht mehr; zum mindesten gilt neben ihm das neuere Gesetz, daß das Kapital sich dorthin wendet, wo die Staatsgewalt jeweils bemüht ist, nationale Eroberungen zu machen. Das Kapital ist der Trabant der Politik geworden. Das ist nun an sich nicht schlimm, so lange nur die Politik eine zielbewußte ist. Dann kann man den Verwaltern des Volksvermögens ruhig die persönlichen Vorteile gönnen, die sich auf den Scheiteln patriotischer Gelddisponenten zu häufen pflegen. Denn es ist auch für die Besitzer dieses Geldes besser, daß ihr Kapital unter dem Schutze deutscher Kanonen arbeitet

als anderwärts. Die Sache ändert sich aber, sobald die deutsche Politik eine unzuverlässige wird. Dem Politiker selbst macht ein Tendenzwechsel ja nichts. Er kann sich sehr wohl mit einer eleganten Pirouette aus einem lästig gewordenen Engagement herausziehen. Aber das Kapital, das ihm gefolgt ist, hat nicht so leichte Füße. Es liegt fest und geht ohne den Rückhalt an der deutschen Diplomatie leicht verloren. Deshalb mag man über das Zick-Zack des deutschen Kurses und seinen Einfluß auf die deutsche Machtstellung urteilen, wie man will — dem deutschen Kapital sind die Sprünge jedenfalls nicht gut bekommen, die es gewissenhaft hinter jeder politischen Exkursion hergemacht hat. Die politische Stimmung, die im Krüger-Telegramm am reinsten zum Ausdruck gekommen ist, hat die Sachwalter des deutschen Volksvermögens nach Transvaal geführt; der so teuer erkaufte Sieg über Delcassé hat deutsches Geld nach Marokko geleitet; die Dernburgiade zieht es jetzt in die Kolonien. Der Politiker ist kurz von Gedächtnis. Er weiß sich der einstigen Sympathien für Transvaal kaum noch zu erinnern; aber viele Millionen deutschen Kapitals sind dort kleben geblieben. Die Ambitionen auf Marokko sind fort; aber das deutsche Geld ist noch da. Vielleicht vergeht auch die Begeisterung für die Kolonien früher als man heute denkt. Das würde dann das deutsche Sparkapital zahlreiche Millionen kosten. Es hat jedenfalls seine ernsten Bedenken, daß sich heute jede Laune der Regierung in finanzielle Engagements umsetzt. Denn die deutsche Sparkraft hat den Schaden davon, wenn die nationale Phrase das kaufmännische Kalkul verdrängt.

Ein Kind dieser Phrase ist auch die Bagdadbahn. Als sie gegründet wurde, war gerade alles Türkische bei uns beliebt. Abdul Hamid war der beste Freund des Kaisers, und alles, was südlich vom Taurus lag, galt als das Land, in dem Milch und Honig fließt. Der Kaiser war eben vom Heiligen Lande zurückgekehrt und berichtete an der Hoftafel von den Wundern des Orients. Man hatte ihm gesagt, daß Anatolien, Mesopotamien, Syrien und der Irak mindestens soviel Getreide ausführen könnten wie ganz Rußland. Um das zu erreichen, bedürfte es nur einer Verbindung zwischen Mesopotamien und dem Bosporus. Mit Rußland war man gerade leicht brouilliert. Das russische Getreide durch das des türkischen Freundes zu ersetzen, hätte also den damaligen politischen Sentiments durchaus entsprochen. Auf einem Diner des brandenburgischen Provinziallandtages sprach der Kaiser denn auch mit Miquel über das Projekt einer kleinasiatisch-mesopotamischen Bahn, mit der Deutschland die Kornkammern des Orients erschließen könnte. „Gibt es denn in der Gegend auch genug Wasser?“ fragte der vorsichtige Miquel. Er wurde lachend darüber belehrt, daß Mesopotamien das „Land zwischen den Flüssen“ heiße. Das mußte bei einem Minister, der nicht gerade amtsmüde war, jedes Bedenken ersticken. Wenige Tage später war der Direktor der Deutschen Bank, Georg v. Siemens, beim Kaiser. Und seit damals steht das östliche Kleinasien bei uns in dem Ruf, deutscher Arbeitskraft (Trompetenstoß!) und deutscher Intelligenz (Trompetenstoß!) die lohnendsten Aufgaben zu stellen. Der Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft fiel das ehrenvolle Amt zu, mit deutschem Gelde eine Bahn zu bauen, die dem Weltverkehr neue Wege weisen und gleichzeitig die deutsche Einflußsphäre im Orient erweitern sollte.

Man muß im allgemeinen in der Verurteilung solcher aus der Stimmung des Augenblicks geborenen Projekte sehr vorsichtig sein. Sie können nämlich wirtschaftlich nützlich und kaufmännisch profitabel sein, obwohl sie ihre Entstehung der nationalen Phrase verdanken. Und sie können andererseits unrentabel und dennoch von höheren Gesichtspunkten aus vorteilhaft sein. Die zweite Eventualität scheidet bei der Bagdadbahn aus. Die Bahn hat eine Berechtigung nur dann, wenn sie die aufgewendeten Gelder mit barer Münze und nicht mit politischen Prozenten verzinst. Deutschland hat nachgerade Reibungsflächen genug in der Welt, und es wäre ein nationales Unglück, wenn sich die Bagdadbahn zu einer weiteren

auswachsen würde. Das wird und darf sie nicht. Im Auslande, speziell in England und Rußland, wo man die Entstehungsgeschichte der Bahn kennt, wittert man freilich noch immer politische Begehrlichkeit und den Wunsch nach Erweiterung der wirtschaftlichen Einflußsphäre Deutschlands. Aber ganz zu Unrecht. Deutschland hat seinen politischen Kurs schon längst wieder geändert. Und an maßgebender deutscher Stelle sieht man die Bagdadbahn heute ausschließlich als ein privates Unternehmen der Deutschen Bank an. Bülow hat das bereits vor einem Jahre in dürren Worten gesagt und keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Sympathien der Regierung für das „rein kommerzielle Unternehmen" lediglich platonische sind. Und man mag im Auslande glauben, was man will: in diesem Punkte ist man hier wirklich aufrichtig. Niemand denkt daran, etwa die Anerkennung der Bagdadbahn als nationaldeutsches Unternehmen zur Voraussetzung von Konzessionen in Marokko zu machen, oder die Bahn sonstwie als Kuhhandelsobjekt zu gebrauchen. Im Gegenteil: Man ist geneigt, den Engländern den Bau der wertvollen südlichen Strecke an der persischen Grenze zu überlassen. Aus nationalen Sympathien geboren, ist die Bagdadbahn heute nichts als ein reines Erwerbsinstitut mehr, ganz wie es die kapitalistischen Andenken an überwundene politische Epochen in Transvaal und Marokko sind.

Das ist aber für das deutsche Kapital recht unerfreulich. Denn es steht schlecht um die kommerzielle Entwicklung der Bagdadbahn und um ihre ganze Zukunft. Als sich die Gesellschaft konstituierte und die Konzession von der Anatolischen Bahn übernahm, war Voraussetzung dieser Konzession, daß die ganze, zirka 2000 Kilometer lange Strecke von Konia bis Bagdad mit einem Anschluß nach Kueit am Persischen Golf binnen acht Jahren, d. h. bis zum April 1911 fertiggestellt würde. Heute trennen uns nur noch 3½ Jahre von diesem Termin, und man hat erst den zehnten Teil der Strecke, die 200 Kilometer von Konia bis Eregli, dem Verkehr übergeben; wenn man es „Verkehr" nennen darf, daß — Personen- und Güterzüge durcheinander gerechnet — täglich ein Zug in jeder Richtung fährt. Zum Weiterbau fehlt das Geld. Es ist vergeblich in Rußland, England und Frankreich angeklopft worden. Ueberall sind Absagen erteilt worden, teils aus Gründen der Politik, teils aus solchen der nüchternen kaufmännischen Erwägung. Man sieht kein „Geschäft" in der Bagdadbahn, deren Bau Witte schon vor zehn Jahren als unrentabel verworfen hatte. Für das ausländische Privatkapital fehlt so jeder Anreiz, und für die Regierungen erst recht. Rußland und England haben das, was sie an politischen Vorteilen durch Kapitalbeteiligung hätten erreichen können, billiger und sicherer durch ihr Abkommen über Persien erreicht, das sich indirekt auch gegen die Bagdadbahn richtet. Gebaut aber muß die große Reststrecke unter allen Umständen werden, sonst verfällt die Konzession, und die bisher gebaute Strecke bleibt ein wertloser Torso.

Die bisherigen Resultate der Bagdadbahn sind die denkbar schlechtesten. Die Gesellschaft hat zwar mehrmals Dividenden verteilt, aber das konnte sie nur, weil der verlustbringende Betrieb nicht von ihr selbst, sondern von der Anatolischen Bahn geführt wird. Als liebevolle Mutter gibt diese das schlechte Verhalten ihrer Tochter nicht öffentlich zu. Sie versteckt das beträchtliche Defizit unter ihren eigenen guten Einnahmen. Man weiß nur, daß sie in den letzten beiden Jahren vertragsgemäß je 157 000 Frcs. an die Bagdadbahn abgeführt hat. Da die letztere außerdem noch einen garantierten Zuschuß von der türkischen Regierung erhält und auf ihr noch nicht verbautes Kapital gute Zinsen bezieht, kann sie einen Reingewinn ausweisen, obwohl die Brutto-Einnahme, die übrigens von Jahr zu Jahr sinkt, zuletzt nur 1369 Frcs. pro Kilometer betragen hat. Für eine Bahn, die durch das Milch- und Honigland führt, etwas wenig. Ende dieses Jahres läuft der Betriebsvertrag mit der Anatolischen Bahn ab, und wenn diese den Vertrag kündigt, wie sie es ihren Aktionären schuldig wäre, hat die Bagdadbahn selbst für ihr Defizit aufzukommen. Es scheint aber,

als ob die Anatolische Bahn nach wie vor ihre schützende Hand über sie halten wird, obwohl sie nur 10 Prozent des Kapitals der Bagdadbahn besitzt, also kein erhebliches Eigeninteresse an ihr hat. Ja, ihre Selbstverleugnung geht noch weiter. Sie hat kürzlich einen Vertrag mit der türkischen Regierung geschlossen, der sie berechtigt, der Regierung 20 Millionen für die Bewässerung der Konia-Ebene vorzustrecken. Eine Gunst, um die sie lange hat kämpfen müssen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß der alte Miquel ganz recht hatte, als er fragte: „Gibt es denn dort Wasser genug?“ Der Boden zwischen Konia und Karaman ist in solchem Maße steril, daß man das Wasser 100 Kilometer weit hinleiten muß, wenn man nicht endgültig darauf verzichten will, der „Kornkammer“ ein paar Tonnen Getreide abzugewinnen.

So ist man denn heute glücklich so weit, daß man heilsfroh wäre, wenn die Engländer oder Franzosen dem deutschen Kapital einen Teil des kleinasiatischen Engagements abnehmen würden. Möglich, daß die Chancen der ganzen Bahn sich verbessern, wenn man sie bis Bagdad durchgeführt haben wird. Dazu gehören aber ca. 400 Millionen, und die sind heute in Deutschland nicht flüssig zu machen. Die türkische Regierung denkt außerdem gar nicht daran, für die südlicheren Bahnstrecken Garantien zu gewähren, die das Risiko auch nur annähernd decken würden. Sie ist jetzt selbst mißtrauisch gegen die angeblichen politischen Ambitionen Deutschlands und unterstützt lieber die englischen Konkurrenzbestrebungen. Die deutsche Bankengruppe ist also in einer peinlichen Zwickmühle. Gibt sie die politische Bedeutung der Bahn zu, so setzt sie sich in Widerspruch mit den formellen Erklärungen der deutschen Regierung und verschlechtert sich die Verhandlungsbasis bei der Pforte. Trotzdem muß sie aber das politische Moment immer wieder in den Vordergrund rücken, denn aus anderen als politischen Gründen wird sich weder englisches noch französisches Kapital je bei der Bagdadbahn betätigen. Auch wird der Patriotismus Vorspanndienste leisten müssen, wenn man zu geeigneter Zeit an das deutsche Kapital appellieren wird. Deshalb muß die Bankengruppe sorgsam darauf achten, daß der Geh. Legationsrat Helfferich der Bagdadbahn erhalten bleibt, da er immerhin die Verbindung mit der Regierung aufrechterhält. Wie froh war man nicht, als man diesen Mann gewann, mit dem man die ganze Regierung hinter sich zu haben glaubte! Heute muß man zufrieden sein, wenn sein Verbleiben wenigstens den Schein wahrt. Ob das Abenteuer am Euphrat die Banken lehren wird, das ihnen anvertraute Kapital in Zukunft etwas mehr nach kaufmännischen Gesichtspunkten zu verwalten, und der kaleidoskopisch wechselnden nationalen Phrase mehr Widerstand entgegenzusetzen?

Die erste Regung.

Von Jules Lemaître.

Touriri war ein reicher Bürger von Bagdad, der im Rufe großer Tugend stand. Nicht allein, daß er den Armen mit Geld half und sogar seinen eigenen Luxus einschränkte, um seine Almosen vervielfältigen zu können, sondern auch seine Geduld war bewunderungswürdig, mit der er die Klagen aller Leidenden anhörte und sie mit Trostesworten stärkte.

Mit Ergebung trug er die unscheinbaren kleinen Verdrießlichkeiten, aus denen die fast ununterbrochene Kette des menschlichen Lebens besteht. Er war wahrhaft duldsam und zürnte nie, wenn man seine Ansicht nicht teilte: eine schwierige und seltene Tugend, denn es ist der geheime Wunsch eines jeden Menschen, die andern möchten ihm ähnlich und dabei doch untergeordnet sein!

An eine zänkische Frau verheiratet, blieb er ihr treu, verzieh ihr ihre Launen und grollte ihr nicht, weil sie weder schön noch jung war. Und obwohl er selbst gern dichtete und dialogisierte, Fabeln für das Theater schrieb, freute er sich über die Erfolge seiner Rivalen und bewies es ihnen durch aufrichtig verbindliche Worte und durch gute Dienste aller Art.

Kurz, sein ganzes Leben bestand aus Sanftmut, Wohltätigkeit, Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit; und er galt für einen Heiligen, der zugleich ein Edelmann war.

Indessen zeigte er die heitere Ruhe nicht, die sonst gewöhnlich auf den Gesichtern der Heiligen zu sehen ist. Seine Züge waren gequält, wie die eines Menschen, der von heftigen Leidenschaften oder heimlicher Angst durchwühlt wird; und oft sah man ihn, ehe er irgend etwas tat, einen Augenblick die Lider senken, sei es um sich zu sammeln, sei es um die Leute nicht in seinen Augen lesen zu lassen. Aber niemand achtete darauf.

*

Unweit von Bagdad war ein Asket, namens Maitreya, der Wunder tat und zu dem die Gläubigen Wallfahrten unternahmen. Von den gemeinen Lebensbedingungen der Menschen losgelöst, beobachtete Maitreya eine solche Unbeweglichkeit, daß die Schwalben auf seiner Schulter Nester bauten. Sein Bart, der von getrocknetem Schmutz bedeckt war, hing ihm lang herab, und sein Körper glich einem knorrigen Baumstamm. So lebte er seit 90 Jahren, weil es ihm so gefiel.

Eines Tages hörte er einen Pilger folgende Worte sprechen:

„Touriri erscheint in seiner Güte wie die Inkarnation von Ormuzd. Sicher gäbe es keine Leiden mehr auf Erden, wenn ein solcher Mann alles vermöchte, was er will."

Die Unbeweglichkeit Maitreyas wurde noch unbeweglicher. Es war offenbar, daß der Asket in direkte Verbindung mit Ormuzd trat. Nach einigen Augenblicken sagte er zu dem Pilger:

„Ich kann von Ormuzd nicht erlangen, daß Touriri die Macht habe, alles zu tun, was er wünscht: denn dann wäre er Gott selber. Aber Ormuzd gestattet, daß von morgen ab *der erste Wunsch* dieses frommen Mannes in jeder Lebenslage sofort verwirklicht werde."

„Nun", meinte der Pilger, „dies kommt so ziemlich auf das Gleiche heraus. Der erste Wunsch Touriris bei jeder Gelegenheit wird seinen andern Wünschen gleichen, also mildtätig und großmütig sein. Ehrwürdiger Maitreya, du verkündest mir Glück für eine große Anzahl von Menschen, und ich danke dir dafür!"

Wäre der Bart Maitreyas nicht so dicht gewesen, so hätte der Pilger den Schatten eines Lächelns auf den steinernen Lippen wahrnehmen können. Aber fast unmittelbar darauf kehrte der Asket wieder in seinen traumähnlichen Zustand zurück.

Am nächsten Morgen beim Erwachen betrachtete Touriri seine Frau, die noch an seiner Seite schlummerte; und diese erhob sich, wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben, sprang auf das Fenstersims und zerschellte sich den Kopf auf dem Hofpflaster.

Als er seine Wohnung verließ, umringten ihn Bettler. Er sagte ihnen keine harten Worte, er suchte sogar gewohnheitsgemäß in seinem Geldbeutel; aber plötzlich sanken alle Bettler tot um.

**

Auf seinem Spaziergang begegnete er der schönen Mandanika, einer der hervorragendsten Kurtisanen Bagdads. Dieser tugendhafte Mann verbarg ihr nicht, was er von ihr wollte. Sie führte ihn in ihr Haus und war ihm zu Willen. Dann erzählte sie ihm ihre Lebensgeschichte und versicherte ihm, sie wäre nicht wie die anderen Frauen, aber plötzlich verschied sie in den Armen Touriris, der fortfuhr, sie höflich an sich zu drücken.

Als er von dort wegging, geriet er in eine Wagenstockung, und er begann ungeduldig zu werden, als plötzlich alle Kutscher, die ihm den Weg versperrten, von ihren Sitzen fielen und die Kniekehlen sämtlicher Pferde wie von einer unsichtbaren Sense durchschnitten waren.

Er ging in das Theater und hatte daselbst Streit mit dem Gelehrten Çarvilaka wegen eines Verses, den dieser dem Nisami zuschrieb, während Touriri behauptete, er sei von Saadi, dem Dichter der Rosen. Plötzlich sank der Gelehrte um, und ein Blutstrom drang ihm aus dem Munde. Die Komödie, die man an diesem Abend spielte, hatte einen großen Erfolg, und das Publikum applaudierte anhaltend. Noch ehe Touriri, der — wie vorhin erwähnt — sich auch mit dem Theater beschäftigte, sich entschloß zu applaudieren, gab der Autor des Stückes plötzlich den Geist auf.

Touriri kehrte nach Hause zurück und war ganz entsetzt über dieses Gemetzel. In seiner Verzweiflung über das Unerklärliche stieß er sich einen Dolch ins Herz.

In derselben Nacht starb der Asket Maitreya.

*

Beide erschienen zusammen vor Ormuzd. Der Asket dachte:

„Ich wäre nicht erzürnt, diesen Mann nach Verdienst behandelt zu sehen, dessen falsche Tugend so lange von den Persern fast wie die meine bewundert wurde und der sich endlich als das zu erkennen gab, was er ist, indem er sich an einem Tag mit unzähligen Sünden und Mordtaten belud!"

Aber Ormuzd lächelte Touriri zu:

„Tugendreicher Touriri, wahrhaft guter Mensch, mein treuer Diener, gehe ein in meine Ruhe!"

„Der Scherz ist gut!" sagte der Asket.

„Ich sprach niemals ernsthafter!" erwiderte Ormuzd. „Touriri, du wünschtest die Vernichtung deiner Frau, weil sie nicht sanft und weil sie nicht mehr schön war; diejenige der Bettler, weil sie lästig und häßlich anzusehen waren; deiner Geliebten, weil sie dumm war; jene der Kutscher und der Pferde, weil sie dich zu langweiligem Warten nötigten; diejenige des Gelehrten Çarvilaka, weil er nicht deiner Ansicht war, und die des Autors endlich, weil er mehr Erfolg hatte als du. Alle deine Wünsche waren ganz natürlich. Die Morde, die Maitreya dir vorwirft, waren ohne dein Wissen die Wirkung deiner ersten Regung, jenes Wunsches, dessen niemand Herr ist. Unvermeidlich haßt man, was einen hindert, und unvermeidlich wünscht man die Vernichtung dessen, was man haßt. Die Natur ist egoistisch und der Name des Egoismus ist Zerstörung. Der tugendhafteste Mensch beginnt also ein Schurke im Grunde seines Herzens zu sein; und die einem Sterblichen verliehene Macht, seinen ersten unbewußten Wunsch bei jeder Gelegenheit zu verwirklichen, würde die Welt bald entvölkern. Das wollte

ich durch dein Beispiel lehren, Touriri. Aber ich richte die Menschen nach ihrem zweiten Wunsch, denn dieser hängt nur von ihnen ab. Ohne die geheimnisvolle Gabe, die ohne deinen Willen deinen letzten Tag so mörderisch machte, hättest du ein wohltätiges Leben weitergeführt. Ich darf also nicht deine Natur in Betracht ziehen, sondern den Willen, der gut war und stets darauf gerichtet, die Natur zu verbessern und mein aus so verschiedenen Bestandteilen zusammengesetztes Werk zu vervollkommnen. Und deshalb, mein lieber Mitarbeiter, erschließe ich dir heute mein Paradies."

„Das ist gut!" sagte Maitreya. „Aber welche Belohnung gibst du dann erst mir?"

„Dieselbe", antwortete Ormuzd, „obwohl du sie nur ungenügend verdienst. Du warst ein Heiliger, aber du warst kein Mensch mehr, es wäre denn durch deinen Dünkel. Es gelang dir, den ersten Wunsch in dir zu ersticken; aber wenn alle Menschen leben würden wie du, wäre die Menschheit noch rascher ausgerottet, als wenn alle die wunderbare und unselige Macht hätten, die ich einen Tag lang meinem Diener Touriri verlieh. Und es gefällt mir, daß die Menschheit bestehe, denn sie unterhält mich, und ihr Schauspiel ist manchmal ein schönes. Selbst deine Anstrengung, elender Asket, war nicht ganz ohne Schönheit, und ich verzeihe dir ihren ungeheuren Irrtum. Um zum Schluß zu gelangen: ich nehme Touriri in meinem Schoße auf, weil ich gerecht bin, und dich, Maitreya, weil ich gut bin."

„Aber . . .", begann Maitreya.

„Ich habe gesprochen."

Meißner Porzellan.*)

Von Hofrat Doenges-Dresden.

Ueber dem Zeitalter Augusts des Starken liegt nicht der Glanz großer Erfindungen, wohl aber der Schimmer der Schönheit und Pracht. Der Schimmer einer Schönheit, die anmutet, wie ein leuchtender Sonnenuntergang, wie die Purpurfackeln eines versinkenden Tags. Wir fühlen den Zauber dieser Schönheit noch heute, wenn wir durch alte Schlösser und Herrensitze wandeln und in ihnen den feinen, berauschenden Duft jener Wunderblüte einatmen, die „Rokoko" heißt; wenn wir uns von den rosigen Träumen umgaukeln lassen, welche die Kunst des 18. Jahrhunderts umschweben.

Zu keiner Zeit so sehr wie zum Rokoko gehört das Porzellan; wie dieser Stil selbst zu allen seinen Zeiten eine höfische Kunst blieb, eine Kunst, die nur dem verfeinerten Geschmack verständlich war, nur beim Vornehmen Schutz und Pflege fand, so war und ist letzten Endes das Porzellan noch heute eine echte und rechte Hofkunst. Es will nichts besagen, daß heutzutage jeder, der Aermste selbst, von Porzellantellern essen, aus Porzellantassen trinken kann; die Billigkeit des Porzellanmaterials hat in diesem speziellen Falle nichts zu tun mit dem künstlerischen Reize, der diesem keramischen Erzeugnisse innewohnt, einem Reize von so eminenter Größe, von so un-

*) Aus einem noch vor Weihnachten dieses Jahres im Verlage von Marquardt & Co. in Berlin erscheinenden Werke über „Meißner Porzellan".

vergleichlicher Kraft, daß kaum ein anderes, künstlerischen Zwecken dienstbar gemachtes Naturprodukt demgegenüber nur annähernd einen Vergleich bestehen kann. Nehmen wir das Papier an. Eine Meisterradierung, eine Steinzeichnung, ja selbst eine gute photographische Aufnahme fordern für ihre Abdrücke, wenn diese künstlerischen Wert besitzen sollen, die Verwendung edlen Papieres; das handgeschöpfte Büttenpapier und die wertvollen Illustrationspapiere, die aus Japan und China zu uns kommen, erscheinen noch immer als das für eine volle künstlerische Wirkung erforderliche Material.

Dagegen das Porzellan. Man braucht durchaus nicht vor Glanzstücken aus der Meißner oder anderen Manufakturen von Rang und Ansehen zu stehen, um des hohen künstlerischen Reizes inne zu werden, der von diesem an sich so spröden Stoffe ausgeht; Form und Farbe verleihen selbst der Porzellanmasse von geringerer Güte eine Kraft künstlerischer Wirkung, die uns staunend dieses Naturprodukt als eines der ausdrucksfähigsten Kunstmittel bewundern läßt. Welches andere Mineral von Bestand böte beispielsweise die Möglichkeit, die Muster der Spitze bis hinauf zu den feinsten Blonden, mit einer Treue und Zartheit wiederzugeben, wie das Porzellan (sog. Frittenporzellan), welches Material käme ihm gleich als Träger der Farbe!

Dem Rokoko schmiegt sich das Porzellan in einer so überwältigenden Hingebung an, daß man die irrtümliche Annahme Sempers*), das Rokoko verdanke dem Porzellan seine Entstehung und sei von Dresden nach Frankreich gebracht worden, verstehen kann. Mit welch künstlerisch edelgearteten plastischen Mitteln immer auch die moderne Porzellankunst arbeitet, welche wunderbaren farbigen Wirkungen Meißen z. B. neuerdings mit seiner reichen Scharffeuerfarbenpalette (Unterglasurfarben) erzielt — an Zartheit, Grazie und Anmut, vor allem aber an feinfühliger Wahrung des Porzellancharakters erreichen die modernen Muster die Muster aus der Rokokozeit nicht.

Der Satz muß daher noch zu Recht bestehen, daß letzten Endes alle Porzellankunst heute noch, wie in der höchsten Blütezeit, die sie bisher in Europa erlebte, ihre besten Vorbilder in den Mustern aus der Rokokozeit, in den Arbeiten aus der Kaendlerperiode findet. Vielleicht ist es unter dem Einflusse der Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes, von denen ja auch die Keramik bedeutsam getroffen wird, der Porzellantechnik beschieden, mit der Zeit einen Stil herauszubilden, der sie zu einer neuen Blütezeit hinführt. Freilich wird diese zweite Blütezeit dann anders geartet sein als die erste. Der süße berauschende Duft dieser wird ihr, der ernsteren, herberen, an Grazie, Anmut und sprühender Laune ärmeren, fehlen; aber der Schönheitsreiz, der von ihr ausgehen wird, wird trotzdem vielleicht demjenigen nahekommen, den die lichte, heitere, farbenfreudige Kunst der Kaendlerzeit ausströmte. Es schmälert das Verdienst derer, die sich bis zu dieser Stunde um die Porzellanbildnerei bemüht haben und noch bemühen, es schmälert selbst Kaendlers, des hervorragendsten bisherigen Porzellanplastikers Verdienst nicht, wenn man über die plastischen Möglichkeiten des Künstlers diejenigen des

*) G. Semper, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten. München 1878/79.

Materials stellt, in dem er seine Kunst Ausdruck gewinnen läßt. Wer heute von irgend einem anderen bildnerischen Materiale zur Porzellantechnik herkommt, der muß zu einer ganz neuen, ihn neuartig erregenden, Neuartiges von ihm verlangenden Behandlungsweise des Materials sich entschließen. Marmor und Erz, ja selbst das Holz will Ruhe der Linien, Größe der Formengebung, Erhabenheit des Ausdrucks, will Rhythmus und Klarheit der Gliederung; das Porzellan dagegen verlangt in allem und jedem das gerade Gegenteil: es will Freiheit in der Linienführung, Ungebundenheit in der Formengebung, Leichtigkeit und Grazie des Ausdrucks. Der Rhythmus ist ihm verhaßt, die Klarheit der Gliederung widerspricht seinem Wesen. Wenn Semper dem Meißner Porzellanstil der Kaendlerzeit entscheidenden Einfluß auf die Bildung des Rokokostils zuerkannte, so ergibt sich aus dieser an sich irrtümlichen Auffassung doch mit zwingender Notwendigkeit die Tatsache, daß wie kein anderer Stil das Rokoko dem Wesen und Charakter des Porzellans entspricht. Die Porzellantechnik ist, wenn man so sagen darf, die personifizierte Rokokotechnik, ist das Darstellungsmittel κατ' ἐξοχήν für eine so graziöse, heitere, lichte, von sinnfälligster Schönheit erfüllte Kunst, wie es das Rokoko ist. Wie sympathisch man daher immer auch die moderne Porzellanplastik betrachten mag: wenn sie die Forderung der konstruktiv-klaren Linie, die das zeitgenössische Kunstgewerbe als ihre wichtigste ausgegeben hat, auf ihre Erzeugnisse allzu rigoros anwendet, so zerstört sie sich selbst den Schönheitsreiz, der so bezwingend das Porzellan der Rokokozeit erfüllt.

Es will scheinen, als unterscheide das heutige Kunstgewerbe nicht mehr scharf genug zwischen dem Wesen des Porzellanmaterials und anderen keramischen Produkten. Mag immer ein anderes keramisches Material die Stilisierung der Form und des Ornaments ohne Einschränkung vertragen — das Porzellan erträgt die Auferlegung architektonischen und ornamentalen Zwanges nur bis zu einer scharf wahrnehmbaren Grenze. Die stilisierten Figuren- und Gefäßdarstellungen, die, von Kopenhagen ausgehend, auch in Deutschland Nachbildner gefunden haben, überschreiten diese Grenze bereits. Sie berücksichtigen nicht mehr mit der erforderlichen Einsicht jene andere, sehr zu Recht bestehende Forderung der modernen dekorativen Kunst, daß jedes Material seinen Stil hat, der nicht ohne weiteres auf ein anderes Material übertragen werden kann.

Ein neuer Porzellanstil von mehr als nur vorübergehender Bedeutung kann nur herausgebildet werden, wenn die Plastiker und mit ihnen selbstverständlich auch die Maler des Porzellans diesem seine Eigenart, seine Wesenszüge williger und charaktervoller lassen, als dies gegenwärtig geschieht. Die Kopenhagener Manufakturen, so hoch ihr rein künstlerischer Einfluß auf die Weiterentwicklung der Porzellankunst im modernen Sinne durch ihre über den Weg japanischer Vorbilder hin erfolgte Rückkehr zur Natur eingeschätzt werden muß, lassen sich heute zu sehr von dem Wesen anderer keramischen Materiale, z. B. des Steinzeugs, beeinflussen, als daß sie im Porzellan noch die reinen, unbeeinträchtigten Wirkungen zu erzielen vermöchten, die das Porzellan der Rokokozeit in so faszinierendem Maße besitzt.

Fragen wir uns doch, weswegen der Rokokostil für das Porzellanmaterial wie eigens geschaffen, wie unauflöslich und unabänderlich verbunden mit seiner Eigen-

art erscheint. Beruht diese Eigentümlichkeit wirklich nur auf dem Interesse an der Ueberlieferung, an dem graziösen Reize des Zeitbildes, das uns im Rokoko entgegentritt? Ergötzen uns die Kaendlerschen Figuren nur, weil durch sie die leichtfertige, rosenrote, töricht-schöne Zeit lebendig vor uns wird, die sie schildern? Bewundern wir hier die Marquise mit den rosigen Wangen, mit dem rauschenden Reifrock und dem kokettierenden Fächer, dort den stolzen Kavalier mit dem gravitätisch gehaltenen Galanteriedegen, da die Schäferin, die ihrem Schäfer die kirschroten Lippen zum Kusse darbietet, den Jäger, der plaudernd bei seinem Liebchen steht — bewundern wir alle diese und tausend andere Gebilde von Kaendlers kunstfertiger, fleißiger Hand nur deshalb, weil sie uns die kosende und tändelnde, sonnige, von den glänzenden Lichtern einer versinkenden Kultur überstrahlte Zeit mit fast photographischer Treue, mit höchster, reizvollster Farbigkeit und im köstlichsten Formenreichtum zeigen?

Mit nichten! Was Porzellan und Rokoko uns so unzertrennbar voneinander macht, was die Porzellanarbeiten, wie sie das Meißen der Kaendlerzeit mit so viel künstlerischer Laune, mit so viel bildnerischer Kraft erschuf, so sehr bewundern, noch heute über jedes andere Porzellangebilde stellen läßt, das ist die wunderbare Uebereinstimmung zwischen Material und Stil. Was die Porzellanmasse verlangt, was sie zu geben imstande ist, das besitzt der Stil des Rokoko. Er gestattet, ja er verlangt sogar die ruhelose Beweglichkeit, den graziösen, unaufhaltsamen Fluß des Ornaments, die oft bis zur Kaprize gesteigerte Unterbrechung der Kreislinie oder der Ellipse.

Und dann, soweit die farbige Dekorierung des Porzellans in Frage kommt: Es hieße die Schönheit der modernen Unterglasurtechnik völlig verkennen, wollte man ihrer Einschränkung das Wort reden. Aber wenn, wie bei manchen der modernen Porzellangebilde, der Unterglasurdekor zu einer völligen Verdeckung des Materials führt, so widerspricht das ebensosehr dem Wesen des Porzellans, wie allzu große Ruhe, allzu geringe Bewegung in der Formengebung. Die Roerstrandschen Gefäße mit Lüster- und farbigen Glasuren, die den Ueberlaufglasuren japanischer Steinzeuggefäße nachgebildet werden, sind ein charakteristisches Beispiel für diese dem Porzellanmaterial nicht entsprechende farbige Dekorationsmanier.

Auch hinsichtlich der farbigen Dekorierung des Porzellans muß es dabei bleiben, daß kein Stilcharakter irgend einer Zeit und irgend einer künstlerischen Kultur diesem keramischen Material so seinen Charakter läßt, wie das Rokoko, das die leuchtend weiße Außenseite des Porzellans nicht so durch Farben verdeckte, daß nichts mehr von seiner schimmernden Schönheit zu sehen war: ein Tüpfelchen Rot auf jede Wange, ein winziger blauer Punkt in die Augenhöhlen, ein paar leichte kirschrote Striche an den Lippen, ein zarter Hauch um die Nasenflügel, bunte, leuchtende Farben auf dem Gewand — so stellen sich die Figuren aus der Kaendlerzeit vor uns hin als eine ganz wundersam geartete Welt im kleinen, als eine Welt, die zwar nicht voller Naturwahrheit, aber doch voll reizvoller Natürlichkeit ist, als eine Welt, die wir lieben müssen, weil sie voller Grazie und Anmut, voller Formenschönheit und Farbenfreude ist.

Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

III.*)

Ich habe länger bei der Seite von Kiellands Schaffen verweilt, von der es sich als ein Handeln darstellt. Und es ist keine Uebertreibung, von ihm zu sagen, daß jede seiner Erzählungen eine Tat war.

Wer nichts anderes als das bisher von ihm Gesagte wüßte, könnte ihn leicht für einen geistreichen Pamphletisten, einen sozialen Polemiker, wie Paul Louis Courier, halten.

Er aber war bei allem ein echter Dichter. Nicht von jenen, die Verse schreiben. Ich entsinne mich nur eines einzigen Gedichtes von ihm. Es schilderte das Elend einiger armer Menschen, kehrte sich satirisch gegen den albernen Optimismus und endete, wenn mir recht ist, „Und es saugte der Floh, es biß die Laus", — war also weit davon entfernt, in höhere Welten emporzuheben.

Ein wahrer Dichter aber ist er gewesen. Als er zum erstenmal auf den Gedanken gebracht worden war, einen Roman zu schreiben, offenbarten sich ihm die Gestalten in Scharen, wollten hinein, wollten mit, ihrer mehr und mehr, in allzu großer Zahl mitunter, und er sah die Situationen vor sich, hörte Rede und Gegenrede, so daß er sie wie nach einem Diktate niederzuschreiben vermochte. Auf den Rat, ohne Rücksicht auf die Kapitel aufzuzeichnen, was eben leibhaft vor ihm stünde, erwiderte er damals:

„Wenn ich hinschriebe, was ich vollkommen fertig habe, also die Brennpunkte, wo nicht die Glanzpunkte, so überkäme mich eine Unlust, an die schwierigern, weniger interessanten Teile zu gehen, und die Arbeit riskierte am Ende halb getan zu bleiben. Ich muß beim Anfang anfangen und darf mir nicht gestatten, etwas auch nur halb ausgearbeitet für das nächstemal stehen zu lassen; deshalb wird es mir auch so schwer, an dem Geschriebenen zu bessern. Erzähle ich mir hingegen in Gedanken eine Geschichte viele Male vor, so feile ich mit großer Sorgfalt und wüßte nicht, daß ich je ein Wort, mit dem ich zufrieden war, vergessen hätte. Komme ich dann beim Niederschreiben zu einem jener Punkte, die ich auswendig weiß, so geht es im Handumdrehen, und dann freue ich mich schon auf das nächste."

Stets wurden die Bücher gut und fest komponiert; denn sie waren von einer Idee getragen. Sie trat deutlich hervor, doch sie war Fleisch und Blut, und fast bedauerte damals Kielland, die Tendenz von der Dichtung so verhüllt zu sehen. Nach „Garman & Worse" schrieb er:

„Ich glaube, daß ich mit den Jahren dahin kommen werde, schärfer zu schreiben. Es ist nicht zu leugnen, daß mein Roman zahmer geworden ist, als ich gedacht habe. Doch ich schreibe dies zum Teil dem Umstande zu, daß Gedanken, die anfangs ganz nackt gedacht sind, stets von ihrer ursprünglichen Schärfe etwas einbüßen müssen, wenn sie in Personen eingekleidet und durch Begebenheiten und Charakterentwicklungen entfaltet werden."

*) Siehe „Morgen", Heft 24 und 25.

Er meint naiv, nur einen Gedanken bekleidet zu haben; in Wirklichkeit ist er von seinen Erinnerungsbildern und Phantasien überschwemmt worden. Man denke nur an die im ersten Buche vorkommende, fast zu empfindsame, aber ganz tendenzlose Schilderung der beiden alten Brüder im Weinkeller! Oder man erinnere sich der poetisch-symbolischen Schlußreplik des Buchs. Pastor Martens hat eine salbungsvolle Rede in Wartepers aus dem Wrackholz einer französischen Brigg erbauten Hause gehalten und sie mit den Worten geschlossen: „Ein ganzes Leben gründet sich hier auf lauter Schiffstrümmern!" Mit einem letzten Anfluge ihres alten Trotzes bemerkt hierauf Madeleine: „So leben wir alle!"

Da haben wir Kiellands Ernst und Melancholie in einem einzigen Bilde.

In einem Briefe bediente er sich eines Tages des treffenden Gleichnisses, daß ihm die Idee wie ein brennender Holzstoß erscheine, dessen Wiederschein auf die Gestalten des Buches falle. Manche würden voll beleuchtet, andere nur halb, wieder andere stünden größtenteils im Dunkeln.

Oder genauer. Er schreibt (1884):

„Da ich meine Schriftstellerlaufbahn begann, stürzte ich mich auf alles mit solchem Ungestüm, daß ich mein Auge nur auf ein begrenztes Feld zu richten brauchte, und schon wimmelte es von Leuten, die erzählen wollten. Nun, da ich verschiedene Felder des sozialen Lebens meines Vaterlandes durchkreuzt und mir das Herz ausgeschüttet habe, ist kein solches Gedränge erzählungslustiger Stimmen mehr in mir. Das kommt wohl daher, daß ich mich weniger für den einzelnen Menschen als solchen, denn für die Menschen im Verhältnis zueinander und zu irgendeinem Laster, irgendeiner Torheit interessiere. (Das klingt geradezu Holbergisch.) Ich zünde gleichsam einen Scheiterhaufen in der Mitte an, auf dem ich irgendein soziales Uebel verbrennen möchte, und ringsum gruppieren sich (nicht: gruppiere ich) eine Schar von Personen, auf die das Licht des Holzstoßes stärker oder schwächer fällt. Die Beleuchtung geht aber stets nur vom Holzstoße aus. Daher sind meine Figuren einseitig beleuchtet, oder — wie man sagt — oberflächlich. Das ist nun einmal so meine Art, und darum — kannst du dir denken — finde ich sie ausgezeichnet."

Er bemängelte denn auch Björnsons Manier bei den großen Romanen, eine Menge vortrefflicher und wohlgemeinter Dinge, die mit der Hauptsache nichts zu tun haben, hineinzupacken.

Guy de Maupassant gebrauchte einmal in einem Gespräche den Ausdruck, daß er zumeist die Psychologie in Handlung auflöse. Er gab keine weitläufigen Beschreibungen der Seelenzustände, sondern ließ uns durch die Erzählungsweise selbst blitzartig Einblick in ein Seelenleben gewinnen.

Das paßt auf Kielland.

Sind seine Bücher auch in mancher Hinsicht allzu klar und enthalten sie des halbbewußten und unbewußten Lebens zu wenig, so sind sie doch weit den dicken, klebrigen Büchern vorzuziehen, in denen entweder von Anfang bis zu Ende eine graue Melancholie breitgetreten wird, oder psychologische Dialoge, Nachahmungen von Raskolnikows Gesprächen mit Porfyrios, sich meilenlang dehnen. Kiellands Romane sind nie wie die langen Straßen mit hohen Häusern, in die kein einziger Sonnenstrahl

fällt. Es blinkt darin die Sonne des Witzes. Es sind leichte Bücher. Sie haben die Aufgabe gelöst, gewichtig und doch nicht schwer zu sein.

Man hat zuweilen bei ausschlaggebenden Aussprüchen das Gefühl, des Verfassers eigene Stimme zu hören, so bei der Aeußerung des Kandidaten Viggo Hansen über die Wachthunde. Ja, er leiht seinen tapfern jungen Mädchen einen so hellen Verstand, daß er mittels ihrer Reden seine eigene Ansicht sagen kann. Ein Beispiel ist Gabriele in „Schnee".

Sie ist jung und sehnt sich nach Reformen. Ihr geistlicher Schwiegervater entgegnet ihr:

„Wir, die wir die Sache von beiden Seiten sehen, wissen, wie unsäglich leicht es ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten."

„Ist das wirklich so leicht?" fragt Gabriele trocken.

„Was meinst du, was ist leicht?"

„Ein Kind auszuschütten, weil man das Badewasser weggießen will."

„Aber Gabriele, ich glaub', du nimmst das Sprichwort buchstäblich?"

„Ja, Lieber, will man Sprichwörter als Argumente gebrauchen, so muß in der Tat auf ihren wahren Sinn Bedacht genommen werden. Dies alte Wort ist das Ueberbleibsel einer Geschichte von einer unglaublich fahrlässigen Mutter, die als eine Mahnung bestehen blieb, daß Gedankenlosigkeit das Unwahrscheinlichste ermögliche. Mit diesem Wort haben alle Freunde von Reformen seit undenklichen Zeiten her sich herumschlagen müssen, und es scheint unverwüstlich zu sein.

Die Sache ist eben die, daß die wenigsten sich zu der Schwärmerei für altes Badewasser bekennen mögen, und daher kommen sie mit diesem kindischen Geschwätz — um Vergebung — mit diesem Geschwätz von dem Kinde, das so unsäglich leicht usw."

Die Auseinandersetzung ist hier so scharf und witzig, daß sie unvergeßlich bleibt, und unmöglich ist sie im Munde einer Weltdame nicht.

Von Anfang an hat Kielland an hochstehende junge Frauen geglaubt, die mit Recht die meisten Männer über die Achsel ansehen und auf die bessern anspornend wirken. Daß er sie nicht mit so trefflichen Verstandesgaben ausgestattet hat, um sie als Sprachrohr für seine eigenen Anschauungen zu benutzen, erhellt am besten aus denjenigen seiner Bücher, die völlig tendenzlos sind und ebensolche Frauen haben. Das kluge und reizende Fräulein Svendsen in „Drei Paare", einer der witzigsten und leichtesten Arbeiten Kiellands, springt mit den Männern, wie sie will, um, spricht stets das erlösende Wort und verfolgt doch keinen andern Zweck, als den einfachen, sich zu verheiraten.

IV.

Wie er ein Erzähler, so ist Kielland auch ein Schilderer, und das von sehr hohem Range. Doch mit der Einschränkung, daß er in der Regel keinen Wert darauf legt, Interieurs zu zeichnen. Allzu oft spielt sich die Szene bei ihm im abstrakten Raume ab, wie da der kleine Marius stirbt. Wenn Törres Vold sich im Storthing erhebt und die herrliche Rede über seinen Kinderglauben hält, vermag niemand den Saal vor sich zu sehen. Kielland verschwendet kein Wort daran.

Maler wird er erst im Freiluftbilde, und in seinen Landschaftsgemälden und Marinebildern offenbart sich die Lyrik seines Wesens. Er hatte die leidenschaftlichste Liebe zur Natur, d. h. zur norwegischen Natur, genauer zu der des Westlandes mit seinem Meer und seinem Strand, seinem Licht und seiner Luft. Er konnte nirgends anders leben als dort, er sehnte sich heftiger dahin zurück, als er sich wahrscheinlich je nach einem Menschen gesehnt.

Man gedenke der Liebeserklärung an das Meer, mit der er seinen ersten Roman eröffnet. Und wie er das Meer zu malen versteht, so auch das Feuer, so den Schnee und den Flug der Zugvögel durch die Luft. Sogar als Dramatiker verleugnet er diese Gabe nicht und entwirft so in „Drei Paare" das frischeste Bild vom Schlittschuhlaufen.

Der Brand in „Garman & Worse" ist ein reines Meisterwerk. Kein Feuer nach Art des van der Neer steht so hoch. Die ganze Aufregung eines großen Brandes ist darin und seine wilde Poesie.

Hier ein paar Zeilen: „Der dem Brande zugekehrte Teil des Schiffes wurde nun so heiß, daß er rauchte, so oft der dünne Wasserstrahl darüber hinstrich. Aber plötzlich bedeckte sich ein großes Stück mit kleinen knisternden Flammen, als ob man große Massen von Blattgold an die Schiffswand geworfen hätte; die Flämmchen züngelten nach allen Seiten in dem starken Luftzuge und setzten sich in langen parallelen Streifen in dem geteerten Werg zwischen den Planken fest. Der Wasserstrahl fegte sie hinweg. Aber mit einemmal waren sie wieder da, anderswo — immer weiter eilend; mit tausend kleinen Beinchen einsetzend, liefen sie hinauf bis zu der Goldleiste, ihr entlang, und jetzt — warfen die Flammen sich mit einem Satze über das Brett mit dem Namen; die vergoldeten Buchstaben standen mitten im knisternden Feuer."

Oder man vergegenwärtige sich das Bild des alten Stavanger zur Nachtzeit, im fünften Kapitel von „Schiffer Worse". Dergleichen ist nicht vollendeter zu machen. Die finsteren Hafengäßchen, in denen man sich mit der Laterne in der Hand mühsam vorwärtstappt, das Schweigen, die Stille, die Wächter mit den dicken Friesröcken und den schweren Stäben mit der eisernen Zwinge, auch hier wieder die Beschreibung des nächtlichen Alarms bei einem Brande, vor allem aber das Leben und die Gemütsbewegung in der Stadt beim Anlangen des Herings: Ein Mann springt ans Land und läuft, was er kann, in die Stadt hinein; die großen Wasserstiefel drücken Elefantenspuren in den Schnee; der Wächter hebt die Laterne empor, um sich den Mann anzusehen, dessen Stiefel, dessen Hosen, ja selbst dessen gelber Südwester wie Silber von unzähligen, gleißenden Blättchen schimmern. — Es sind Heringsschuppen.

Die zurückgedämmte Lyrik macht sich bei Kielland besonders in den episodischen Partien Luft, den Einschaltungen, die seinen Büchern oft ihre eigenartige Stimmung leihen.

So bei der mitten in dem Christiania-Romane „Arbeiter" eingeflochtenen Skizze, die mit den Worten anhebt: „Längs des Nils hockte eine dichte Vogelschar und briet in der Sonne."

Das ist ein Andersensches Märchen, doch mit frischerem Zug als die meisten von Andersen. Vögel aller Gattungen kommen darin vor. Wildgänse und Schwäne, Reiher und Störche, Schnepfen und Kiebitze, Ibisse und Flamingos. Doch auch Stadtrat Schulze

aus Berlin und arme norwegische Emigranten sind in dem Bilde mitaufgenommen, und kämpfende Libellen, die aus der Luft in den Mühlenteich plumpsen, und Kaulquappen, die den unbequem gewordenen Schwanz abgeworfen haben und flott schwimmend als junge Frösche auftreten.

Nicht übersehen werde auch das Kapitel über den Postdampfer und die Postkajüte mit der Unzahl von Briefen in Säcken und Segeltuchbeuteln, das gelegentlich des Briefes der sterbenden Christine an den Lotsenältesten in das Buch eingeschoben ist. Da kugeln durcheinander Briefe mit den verschiedensten Aufschriften, mit unbeholfenen, schiefen, die ganze Vorderseite des Kuverts bedeckenden Buchstaben, mit feinen, kleinen Damenschriften, die auf dem glatten Velin sich wie darüberlaufende Fliegenbeine ausnehmen; große, dumme, amtliche Schreiben, Lotteriezettel und Liebesepistel, Mahnbriefe und Geldbriefe. „Und der Briefe erwartet hatte, bekam keinen, und wer am Morgen aufgestanden war, ohne an die Post oder an Briefe zu denken, lachte oder weinte vor mittag über ein Stück Papier."

Das Ganze ist ein entzückendes Gedicht über die Welt von „Ueberraschungen, Enttäuschungen, Albernheit, Kummer, Ruin und unerwartetem Glück", die Briefe bedeuten.

Dies inmitten seines streitbarsten Romans „Arbeiter". Der Streiter in ihm war in der Tat ein Dichter.

V.

Fünfzehn Jahre vor seinem Tode hat Kielland aufgehört zu dichten. Sein letztes Buch war ja nur eine Liebhaberarbeit ohne Wert, eine Beschäftigung für Mußestunden. Sein ganzes dichterisches Schaffen umrahmt ein Zeitraum von zwölf Jahren, fast ganz so wie bei Alfred de Musset. Auch Musset verstummte ja lange vor seinem Tode. Der Fall ist gleichwohl sehr verschieden. Musset ging an Absinth zugrunde.

In der Regel findet man es seltsam, wenn ein Schriftsteller seine Produktion mit einem Ruck abbricht. In Kiellands „Vis-à-vis" fragt der Kupferschmied den Leutnant von Buddinge, „Wenn Sie nun alles geschrieben haben, was Sie wissen, wovon werden Sie dann leben?" — Man lacht, weil man es für ungereimt hält zu denken, jemand könnte alles niedergeschrieben haben, was er wisse.

Doch von allem Anfang an hatte Kielland das volle Bewußtsein, nur eine bestimmt umgrenzte Grundsumme von Erinnerungen, Erfahrungen, Stimmungen, Aufruhrtendenzen und Gedanken, deren Ausmünzung ihm am Herzen lag, zu besitzen. Er äußerte unter anderem in der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit wiederholt, er müsse die paar Jahre sich seine Arbeit ordentlich zahlen lassen. Gar lange werde seine Schaffenskraft schwerlich vorhalten.

Und als er bei der Ausarbeitung seiner letzten Erzählung „Jakob", zu der ihm Gustaf af Geijerstams „Mutter Lenas Junge" das Motiv eingegeben zu haben scheint, die Entdeckung machte, wie träge und langsam ihm nunmehr die Einfälle zuflossen, empfand er es als das Würdigste, seine schriftstellerische Tätigkeit aufzugeben, und mit männlicher Energie schloß er sie plötzlich ab.

Seine Hauptbedeutung dürfte er als Befreier und Kulturträger haben. Er hat mutig die Partei der Unterdrückten gegen die Starken genommen und war ein aus-

gezeichneter Verfechter einer von aller Kirchlichkeit befreiten Kultur. Er hat Norwegen wohl kaum so zurückgelassen, wie er es vorgefunden. Doch wir dürfen uns nicht zu laut des Großen berühmen, das die neuere Literatur für die nordische Bildung geleistet hat. Dies zu bestimmen, fehlt uns jeder verläßliche Maßstab.

Ich weiß Kielland nicht so sehr Dank für das, was er ausgerichtet, wie für das, was er als Schriftsteller gewollt und angestrebt hat.

Er kämpfte ja nicht gegen einzelne Menschen, wie Politiker zu tun pflegen, sondern gegen ein förmliches Fabeltier, von dem viele behaupten, daß es ein solches gar nicht gebe. In alten Tagen hätte man es gewiß einen Drachen genannt. Und sich mit Drachen einzulassen, dazu gehörte Mut.

Das Tier, das Kielland vor sich hatte, war ein sonderbares Zwittergeschöpf, ungefähr wie die Schimäre der Griechen. Es hatte einen samtnen Bauch und scharfe Krallen. Es war ein heiliges Tier wie der Apis der Aegypter. Es hatte 100 salbadernde Köpfe, 100 giftige Zungen, und jedem Haupt entquoll ein Moralgebrüll. Es hatte unzählige wedelnde Schweife, und der Staub, in dem es sich wälzte, war Kanzlei-, war Pedantenstaub.

Es hatte die Stirn des Ochsen und den Blick der Taube, und sein Herz war voll Machtgier und Pharisäertum. Seine Stärke war Verstocktheit und Verknöcherung. Es war Schuppe um Schuppe mit Vorurteilen gepanzert. Näherte man sich ihm, so glitt man aus in seinem Schleim. Und dieser Schleim war Salbung.

Mit seinem Degen hat Kielland etliche von den Köpfen des Ungetüms abgehauen. Doch sicherlich sind andere nachgewachsen.

Daher bin ich ihm nicht so sehr für das, was er ausrichtete, wie für seinen Mut und seine Festigkeit dankbar.

(Ins Deutsche übertragen von Erich Holm.)

Randbemerkungen.*)

Nehmt das Schwert fort!

Kann Europa, solange es in so viele feindliche Heerlager geteilt bleibt, jemals hoffen, sich fremde Märkte zu erobern oder die amerikanische Invasion zurückzuschlagen? Auch diese Frage ist Antwort zugleich.

Das sind die Hauptgegensätze zwischen beiden Kontinenten und die Folge davon auf die Industrie. Was muß Europa tun, um diese Besorgnisse zu zerstreuen? Darauf gibt es nur eine Antwort: Europa arbeitet vergeblich, bis es nicht eine Form politischer und industrieller Union gefunden hat und ein einiges Ganze wird, wie es die amerikanische Union in dieser Hinsicht ist, denn das ist die einzige Grundlage, auf der es überhaupt mit Erfolg gegen Amerika um den Welthandel kämpfen kann. Auch behält jede seiner getrennten Nationen nicht einmal seinen eigenen heimischen Markt für Industriewaren, es sei denn unter dem Schutzzollsystem, das es aber in dem Wettkampf um den Welthandel stark belastet.

Ob wohl Europas Herrscher jemals zu dieser Schlußfolgerung kommen werden? Die Durchführung würde einem Amerikaner leicht erscheinen. Aber obgleich sie sich als sehr schwierig erweist, so sollte es doch nicht undurchführbar sein, so weit zu gehen, um den Frieden zu sichern und den Austausch mit den einzelnen Bestandteilen, ohne den nichts Bedeutendes erreicht werden kann. Damit würde die Last des Militarismus aufhören, auf sie zu drücken. Denn nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Kosten der gegenwärtigen bewaffneten Abwehr der Mächte würde genügen, sie vor fremden Angriffen zu schützen. Europa

*) Von nun an ständige Rubrik.

ist ein Körper, dessen Glieder gegeneinander Krieg führen. Ihre Feinde gehören aber zum eigenen Hause — ein trauriges Schauspiel. Die Konsolidierung Europas hat übrigens innerhalb eines Jahrhunderts rasche Fortschritte gemacht. Napoleon beseitigte in Deutschland allein mehr als hundert Brutstätten der Zwietracht. In unseren Tagen haben wir durch Zusammenschluß Deutschland zu einer der kräftigsten Mächte erstehen und in die erste Reihe in der Industrie treten sehen; Italien hat sich wieder erneuert und erweitert. Frankreich hat Nizza und Savoyen seinem Gebiete angegliedert, und noch einige kleinere Territorialwechsel haben stattgefunden, aber niemand, der mit internationalen Angelegenheiten vertraut ist, glaubt, daß Europa jetzt schon seine endgültige Form angenommen hat. Es befindet sich noch im Zustande des Ueberganges, deshalb schlafen die Großmächte noch mit dem Gewehr im Arm, weil einer dem andern mißtraut, und jedes Jahr weisen ihre Staatshaushaltspläne ungeheure Summen auf, um ihre Kriegsmacht noch zu verstärken, Jahr für Jahr geben sie die furchtbare Note aus, daß sie vorbereitet sind; das beunruhigt stets das Kapital und verhindert eine rasche und gründliche planmäßige Entwicklung der Industrie und den freien Austausch. Und mit Sicherheit kann man das Ende des Kampfes, der einmal begonnen hat, nicht voraussehen. Zwanzig Kriege und Friedensschlüsse werden Europa vielleicht noch in diesem Stadium des Ueberganges finden, wenn seine Endformen durch das Schwert bestimmt werden sollen.

Glücklicherweise haben Vereinigungen von Mächten die Herde des Unfriedens etwas vermindert, so daß es heute nur noch fünf in Europa gibt, und die Europäer können manchmal für ein Menschenalter von der Niedermetzlung ihrer Mitmenschen ausruhen und brauchen sich nicht an des Nachbarn Blut zu versündigen. Und dies ist möglich, obgleich Europa ein bewaffnetes Lager ist und die Mächte geschäftig daran arbeiten, ihr Zerstörungsmaterial zu vervollkommnen. Wir sollten den Dreibund und den Zweibund begrüßen, da sie Abwehrvereinbarungen sind und in Wirklichkeit die Explosionszentren des Krieges auf zwei vermindern; ein Kampf zwischen diesen würde solch ungeheure Dimensionen annehmen, so daß jetzt die sorgloseste Ruhe zum Spielen gegeben ist. Aber es ist klar, der Einfluß der Bündnisse ist ein rein negativer. Sie haben noch für keinen Moment ein Aufhören der fortgesetzten Rüstungen bewirkt, ein Beweis, daß die Mächte noch einander fürchten, trotz der Vereinigung und Verbrüderung, und vor dem Ausbruch eines unvermeidlichen Kampfes zurückschrecken, dessen Ende erst dann erfolgen würde, wenn die Karte von Europa bedeutende Veränderungen erfahren hat. Deshalb holt die militärische Armee seine Dienstpflichtigen aus der industriellen Armee und hält den Fortschritt auf allen Gebieten friedlicher Entwicklung auf. Das ist keine Sicherheit.

Einige haben erklärt, daß ein immerwährender Friede so lange unmöglich ist, bis die Teilung in Großmächte im wesentlichen Teilungen in Rassen geworden sind. Eine solch drastische Wiederherstellung aller Zustände würde aber generationenlange Kämpfe und Rüstungen bedeuten, und das wäre fast ebenso verhängnisvoll für den industriellen Fortschritt, und es würden trotz alledem noch drei aufeinander eifersüchtige Mächte übrigbleiben. An eine solche Lösung kann selbstverständlich nicht gedacht werden. Man ruft instinktiv aus: „Nehmt das Schwert fort, die Staaten mögen sich ohne es erhalten."

Andrew Carnegie.

Randbemerkungen zu einem aktuellen Kapitel.

Wenn die Männer sich verweibsen und die Weiber sich vermannsen, kann man sicher darauf schließen, daß der allgemeine Zustand der Zeit neutral ist — höflich gesprochen. Man könnte auch sagen: kastratisch.

*

Friedrich der Große meinte, daß in seinem Staate jeder auf seine Fasson selig werden dürfte. Er für seine merkwürdig aus der Art geschlagene Person verzichtete sogar auf die ewige Seligkeit. Indessen war er doch Hohenzoller genug, sehr entschieden zu wünschen, daß die populace stramm glaubte. Es scheint, daß er auch über andere „Seligkeiten" persönlich sehr frei dachte. Das Verhältnis zu seiner Gattin war entschieden „normwidrig", wie man in Behses lehrreicher Geschichte der deutschen Höfe nachlesen kann. Seine Feinde haben ihm noch Schlimmeres als „Lieblingsminne" vorgeworfen. Aber auch er

wäre kaum für die Aufhebung des Gesetzes gewesen, das die mann-männliche Fassion der irdischen Seligkeit verbietet. Es hat überhaupt zumeist die Neigung bestanden, die Knabenliebe als ein Reservatrecht der oberen Schichten zu behandeln. Bis zu einem gewissen Grade demokratisiert war sie wohl nur in Griechenland. Aber kann man in unserem Sinne von Demokratie bei einer Staatsform reden, zu deren grundlegenden Institutionen die Sklaverei gehörte? Der griechische Demos war Oberschicht. Und als solche hat er sich auch diesen Luxus geleistet. — Die Päderastie gehört zu den Luxusartikeln jeder Kultur, die zu einer gewissen Ueppigkeit gediehen ist. Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen, — gerade weil das Eis eigentlich kein Tanzboden ist. Dies gilt natürlich nicht von den geborenen Dienern des Eros Uranos. Die folgen nur ihrer Natur, und diese ist unabhängig davon, ob im übrigen die Kultur geil oder puritanisch ist.

*

Das epidemische Auftreten der Päderastie auch unter nicht geborenen Urningen bei uns hängt damit zusammen, daß in Deutschland jetzt die Generation der Erben heraufsteigt, deren Luxus und Neurasthenie schon in der Kinderstube begonnen hat. Die hohe Schule dieser Generation ist bekanntlich England, das England der gesunden, wohltrainierten jungen Gentlemen mit den tadellosen Kleidern, gemessen guten Bewegungen und klug geschlossenen Lippen. Dort gab es schon Aestheten, als wir noch Naturalisten waren. Die ganze moderne Lebenskunst stammt von dort, wo die aristokratische Kultur bereits existiert, von der bei uns nur die Rede ist. Aristokratische Kulturen sind grausam (man denke an Venedig), — Oscar Wilde hat es erfahren. Sie lassen sich ihre Triebe nicht beschneiden, wie geil sie auch sein mögen: aber wer sie unklug vor die Menge bringt, wird geopfert. — Soweit sind wir noch nicht. Es wird niemand geopfert (es sei denn, daß es gelingt, Maximilian Harden zu opfern), sondern man entrüstet sich. Man lärmt, statt zu schweigen. Fast könnte es wirklich scheinen, als habe in den Kreisen, die es angeht, niemand bisher davon eine Ahnung gehabt, was weiße Hosen und hohe Stiefel bedeuten. Ich glaube, der Haß wider den Ankläger im Grunewald ist kein guter Berater.

*

Sahst Du, o Freund, die holden Knaben,
Die an der Kranzler-Ecke steh'n,
Von Seide rote Schlipse haben
Und lächelnd auf und nieder gehn?

Sie spitzen die gefärbten Lippen
Und äugeln sonderbar lasziv,
Und kommst Du ihnen nah, so tippen
Sie Dich wohl an und legen schief

Das Köpfchen mit gebrannten Haaren,
Und ihre Blicke himmeln Dich
Sehnsüchtisch an; — kurz, ihr Gebaren
Ist immerhin absonderlich.

— Abscheulich, meinst Du? — Laß das Zanken!

Es ist nicht schön; ich geb es zu;
Wir wollen unserm Schöpfer danken,
Daß wir nicht so sind, ich und Du:

Doch nicht uns besser dünken, meinen,
Es müssen alle sein wie wir.
Hat nun die Liebe mehr als einen
Ausweg, — jenun, so gönn ihn ihr!

Selbst Das muß man mit Gleichmut tragen,
Daß derlei Knaben, es ist bös,
Auf ihre Art die Leier schlagen:
So scheußlich süß, so sirupös,

Und daß es Mode wird, zu schminken
Die Lippen selbst der Poesie.
Auch diese Mode wird versinken:
Absurditäten dauern nie.

Das Zeug schmeckt bald auch Denen fade,
Die jetzt dran schlecken: Zuckerkant,
Lakritzensaft und Limonade
Wird auf die Dauer degoutant.

*

Die fatalen Lyrikerasten sind übrigens (auch, wenn sie so tun, weil das augenblicklich für vornehm gilt) meistens gar keine echten Uraniker. Sie dilettieren im erotisch Normwidrigen, wie sie im Lyrischen dilettieren. Was ich von echt urnischer Lyrik kenne, ist im allgemeinen nicht schmachtlappig, sondern eher herb. — Ich bemerke das, um nicht dahin mißverstanden zu werden, als wollte ich den Wert eines lyrischen Gedichtes etwa davon abhängig machen, ob es normentsprechend von einem Er an eine Sie gerichtet ist. Die Adresse kann uns ganz gleichgültig sein. Wenn man uns heute nachwiese, daß Horazens Lalage ein garstiges Mädchen war, — was verschlüge uns das? Geht uns Anakreon an, oder Bathyllos?

Gesetzt, Platen habe wirklich die Neigungen gehabt, die ihm Heine zuschrieb, — werden wir deshalb weniger Genuß an seinen Gedichten haben? — Eklig ist nur die Süßtuerei eines gestaltungsunfähigen, gefühlsimpotenten Aesthetlertums, das aus unserer lyrischen Muse einen geschminkten Lustbuben macht. Eklig, — aber wir brauchen uns ja nicht damit abzugeben. Diese schleimige Schnecke am Postamente Apollos beeinträchtigt die Schönheit des Götterbildes nicht. Macht nicht zu viel Wesen daraus! Macht aus der Tatsache überhaupt, daß es eine normwidrige Erotik gibt, nicht so ein großes Wesen. Und, vor allem, entrüstet euch doch nicht wieder einmal ex officio der Normalität! Ich wittere dahinter den Philister und seine scheußliche Selbstgerechtigkeit, die tausendmal widerwärtiger ist, als jede Normwidrigkeit.

Otto Julius Bierbaum.

Balthesserglossen!

Rasse ist Erziehung in Permanenz.

Takt ist im Grunde nur ein anderes Wort für — Herz.

Gesellschaftston ist das Bestreben, aus Zwang zwanglos zu erscheinen. Wer das Bewußtsein der Tatsache verloren hat, daß dieser Zwanglosigkeit Zwang zum Grunde liegt, heißt ein Gesellschaftsmensch.

Ein Mensch von Benehmen richtet niemals sein Benehmen ein. Er *hat* ein Benehmen, und das geht von ihm aus wie der Heugeruch vom Stallburschen.

Gut gekleidet sein, heißt vor allem *nicht auffallend* gekleidet sein. Alles Vollkommene ist unbefangen, selbstverständlich.

Wir leiden heute an Autoren, die mehr können, als sie — sind.

Vor Gemälde vermeide ich mit Bekannten zu treten. Es wird dann immer höchst überflüssigerweise „geredet". Und in dem Moment, da man vor Gemälden über sie redet, entziehen sie sich einem. Es ist, als ob es sie verdrösse. Sie verhüllen sich gleichsam von innen heraus. Man kann über Gemälde nur in ihrer Abwesenheit sprechen.

Das Gegenteil hat bei Menschen statt. Ich finde, daß man über Menschen nur mit ihnen selbst sprechen kann. Natürlich auch brieflich, denn der richtige Briefschreiber spricht zu einem Anwesenden. Es gibt wohl auch Briefschreiber, die zu Abwesenden sprechen, solche aber werden immer schlechte Briefe schreiben, uninteressante, unpersönliche.

Intime Kunst.

Ich war jüngst in einem kleinen Theater, das moderner, sonst auf das rühmlichste sich betätigender Künstlersinn vom Salzfaß bis zur Deckenbeleuchtung ausgestattet hat . . . Ich sah schaudernd die Logennummer (aus vergoldeter Gipsmasse) auf die marmorne Brüstung geklebt, — kopfschüttelnd die elektrische Tischlampe als Blumenbehälter zur Attrappe verschäkert, sah — auch dies zählt ja zur künstlerischen „Renaissance" — gelangweilt zu dünner Musik allerlei stilisiertes Gewändergewalle einen nüchternen „Farbenrausch" agieren . . . Beiläufig: Eine im Kostüm der zwanziger Jahre, sonst berückend graziöse Tänzerin mußte, sich windend und drehend, eine Art Leuchterkäfig von mehr als halber Meterlänge auf dem zarten Kopfe tragen: ein Anblick von erbarmungswürdiger Schwerfälligkeit . . .

Richard Schaukal.

Ueber Bücher und anderes.

Zehn lyrische (?) Selbst(?)-Portraits (?). Besprochen (oder wie soll man sagen? also gut: besprochen!) von (muß ich wirklich meinen Namen nennen? Erkennt man nicht die Bärenklaue ohnehin? Von wem andern könnten diese Blitze stammen, als von): *Mir* . . .

Schwarze Körbe. Grüne Blätter. Goldene Gitter. Ein blauer, gerippter Zettel mit krötenblutroten Namenszügen. — Dies der Deckel.

Finden Sie den schön, Herr Theodor Weicher in Leipzig?

(So heißt nämlich der wunderliche Mann, der dieses . . . dieses . . . Dingsda, dieses . . .

Buch herausgegeben hat*). Er hat, seinem Stil nach, wenn ich nicht irrig bin [aber: wann wäre i ch je irrig gewesen?], eine goldene Brille [etwa Nummer 8], einen Spitzbauch, Umlegkragen, etwas Eiweiß [Spuren, nur Spuren!], ein gutes Herz, liebt Bratwürste, spricht den Dialekt von Pottschapperl und ist glücklich verheiratet. [Kinder? . . . Problem!].)

Kann man die (warum krötenblutroten?) Namenszüge lesen? Brille her! Ich ent—zif—fe . . re . . . re . . re: Ferdinand von Saar . . . Felix Dahn . . . Martin Greif . . . Ernst von Wildenbruch . . . Detlev Baron v. Liliencron . . . Gustav Falke . . . Arno Holz . . . R. Dehmel . . . Otto Julius Bierbaum.

Dahn und Dehmel dürfen weiter so schreiben. Liliencron und Falke könnten sich immerhin etwas mehr Mühe geben. Aber an den andern ist Eisengallus und Alizarin verloren. Pfote! Pfote! Pfote! Der pfotigste ist Holz. (Pfotigste — knotigste; — mich dichtert's aber ich bezähme mich.)

Mit Gerhart Hauptmanns Handschrift kann sich keine der Zehn (zehn? Ist Wildenbruch — Einer?) vergleichen.

(Dies immer im Auge behalten, Mensch, der Du dieses liest! Immer! Es ist das Wichtigste. Einen Tritt in den Bauch Dir, wenn Du es vergißt!)

Somit zur Sache! (Sache? Wie wird mir? Ist das zur Sache? Nicht, daß ich wüßte! Es ist ein Kuddelmuddel, ein Rührei, Hachée, Klops, Salat [um zurückhaltend zu reden], Florian Geyer ist eine Sache. Fuhrmann Henschel ist eine Sache. Diese Kritik hier ist eine Sache. Schon das da? Das da!?! — — Dieser Herr Weicher ist zum Schreien. Und . . ich . . schreie) —:

Felix Dahn ist ein Ba . . . ba . . . barde, — kein Dichter.

Johannes Trojan ist ein Mo . . . mo . . . moselblümchen, — kein Dichter.

Ernst von Wildenbruch ist ein Ehrenmitglied des Vereins deutscher Studenten, — kein Dichter.

Gustav Falke ist ein Klavierlehrer, — kein Dichter.

Arno Holz war einmal ein schlechter Schüler Gerhart Hauptmanns, — kein Dichter.

Hermann Sudermann, — (hebe Dich weg, Satanas! Dränge Dich nicht auf, schandebesudelter Backenbart! Bring mich nicht aus dem Konzept, längst vermoderter Leichnam! Denn ich habe Dich getötet]): es sollte heißen, Otto Julium Bierbaum ist ein Mensch mit zwei . . . . ., — kein Dichter.

Bleiben: Saar, Greif, Liliencron, Dehmel.

Bleiben? Wirklich? Und, wenn schon: wie lange?

Laßt uns verschleierten Auges in die Zukunft schauen, meine Freunde! Was sehen wir? —: Saar? —: Schon um die Ecke! Weg! Ein Fünkchen. —: Greif? —: Ha'm Se nich den kleinen Greif gesehn? (Und so weiter. Bis:) Der kleine Greif is weg! —: Liliencron? Richtig: Ein Rittergutsbesitzer aus dem Holsteinschen, der seinen schlechten Lebenswandel in Verse brachte. —: Aber: Dehmel!

Stuhl her! Nein: Ein Sofa her! Ich muß mich ausstrecken, lang legen: Irgend etwas Dünnes kitzelt mich kongenial am Adamsapfel. Vrwlt! Vrwlt! (Das könnte wirklich von mir sein!) Und ich sage (Ruhe! Stillgestanden! Dies ist der Moment!), ich sage: Dehmel ist ein . . .

Ich hätte jetzt wirklich beinahe gesagt: Dichter.

Aber ich sage es doch lieber nicht. Man muß (auch wenn man, wie ich, viele Kronen auf Lager hat) nicht mit Kronen um sich herumschmeißen, wie der gewisse Herausgeber eines (wie heißt es doch gleich?) gewissen Wochenblattes mit Päderasten.

(O dieser Elende! Erinnerst du dich, Jüngling? Du, Jungfrau, erinnerst du dich? —: wißt ihr es noch, Männer, Weiber, Kinder, was er über den sieben- (sieben!) mal göttlichen Fuhrmann schrieb? Schrieb? Nein: grunzte, kotzte! Auf den Schandanger mit ihm! Sudermann soll ihn . . . soll ihn . . . tafelrunden! . . . Ich will fortan Klempner heißen, wenn ich noch einen trockenen Faden an mir habe. Ich . . . kann . . . nicht . . . mehr.)

*) Zehn lyrische Selbstportraits. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig.

Reden wir von etwas anderem! Wer durchaus Lyrik haben muß, soll die versunkene Glocke auswendig lernen. Fertig. Aus. Basta. Streusand. Löschpapier. Schluß!

Reden wir von Herrn Stremel! Dieser Mann hat, statt den dantesken Riesengebirgler (Riese! Gebirge! Fühlt ihr es, Gesindel?) zehnmal zehnmal zu porträtieren, diese zehn Männerchen aus der Ebene der Zwerge abkonterfeit. „Nach der Natur", sagt der unglaubliche Herr Weicher.

Was haben die sich (um Gottes willen!) dabei gedacht, Mann!

Sind . . . das . . . Naturen!?

Ich sehe fünf Backenbärte, vier Schnurrbärte, zwei Brillen, zwei Zwicker, hohe Krawatten, Stehkragen, Umlegkragen und noch allerhand, — aber: Naturen?

Der Mann mit den zwei . . . . . sieht aus wie ein verstörter Pfannkuchen. (Wenn er gefüllt sein sollte, kann es nur Pflaumenmus sein.)

Der Beinahe-Dichter hat das Air eines Gymnasiallehrers, der wegen Sadismus zu Zuchthaus verurteilt worden ist. (Hier wäre vielleicht Gelegenheit, das Eigenschaftswort „mulmig" anzuwenden.)

Der Barde . . . aber, Gottstrambach, — wozu rede ich eigentlich noch von diesem Dreikäsehoch? — Ich muß mir den Magen verdorben haben oder in die Nähe einer deutschen Grammatik gekommen sein. Ich bin schwer krank. Wie hätte ich sonst auf diese irrsinnige Idee geraten können, von einem Buch zu reden, das ein Kuddelmuddel, ein Klops, ein Hachè, ein Salat ist? (Herr Aschinger hätte es verlegen sollen. — Diese Bemerkung ist vielleicht sehr tief.)

Zwei Sofas her! Ich muß mich ausruhen. Weggeschmissen hab' ich mich. Vergeudet. Englischen Rekord gebrochen. Was nun, wenn ich dann zugrunde gehe? Qualis artifatzke pereo!

Und nun rennt in den Buchladen, ihr Halunken, ihr Musenzuhälter, Stiefel, Hornochsen, Affenschänder, — rennt, rennt, rennt! Denkt ihr vielleicht, ich mache euch den Hanswurst noch länger?

*

Nachschrift der Redaktion. Indem wir diesen Aufsatz des impulsivsten kritischen Temperaments der Gegenwart unseren Lesern vermitteln, hoffen wir auf den Beifall der jetzt so zahlreichen Liebhaber kräftiger kritischer Hausmannskost. Wir würden in Rücksicht darauf, daß der Aufsatz ein wertvolles und interessantes Buch in Fetzen reißt und zehn literarische Reputationen im kritischen Mörser zu Brei zerstampft, vielleicht von der Veröffentlichung Abstand genommen haben, wenn uns unser geschätzter Mitarbeiter nicht selbst versichert hätte, daß seine „Meinungseruptionen" weder den Zweck noch den Effekt haben, als Kritiken zu wirken. A. L.

Wilhelm Bode: Amalie, Herzogin von Weimar. (Verlag von S. Mittler & Sohn, Berlin; 1907.) Das in drei hübsche Bändchen gegliederte Werk des bekannten Goetheisten ragt unter dem Andrang neuerer Bucherscheinungen hervor. Die gefällige Niedlichkeit seiner Ausstattung erfreut das Auge, der solide Inhalt den prüfenden Kopf. Wilhelm Bode hat ein episches Erzählertalent, das beim Schöpfer von Wahrheit und Dichtung mit Nutzen in die Schule ging. Ruhig, sachlich, etwas gemessen im Schritt geht Herr Wilhelm durch das alte Weimar, sieht da, sieht dort in ein altes Haus, entlockt alten Akten kleine Weisheiten und Lebensdaten, stellt Bekanntes in neue Zusammenhänge und läßt uns, trotz des vielen verarbeiteten Materials, nichts von der Mühe spüren, die hinter der mit Kraft festgehaltenen Ruhe dieser Erzählungsart steckt. Soll ich mich in Philologenkram verirren? Bedenken äußern, weil der Verfasser in der ihm lieben Zeit, dem ihm lieben Ort mehr Sonne fand, als ich zu sehen vermag? Auch das Dionysische dieser kleinen Welt in apollinischer Gehaltenheit schildert? . . Wenn hoch das Gras im Thalgrund steht und der vorwärts tastende Fuß deutliche Fährte in die Wiese zeichnet, der müdlos drängende Bach mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne spielt, still die Nacht von den Hängen gleitet und kein Hauch die sinnende Seele stört, die sich nach des Tages Schweiß und Hatz gern in Abendwind und Kühle reckt, — verzeiht; ich liebe das. Und liebe auch so leise Bücher, die mir in trüben Wintertagen die Entbehrung erträglich machen. K. S.

Es gibt Stunden, in denen man denkfaul ist; auch zum Lesen guter Bücher nicht die Sammlung findet. In dieser Trägheit des Geistes und des Körpers befindet man sich in der richtigen Verfassung, um bei der Besprechung der „Bücher für den Weihnachtstisch“ mit einiger Sicherheit den allgemeinen Geschmack zu treffen. Man spürt instinktiv in Robert Saudeks Roman „Dämon Berlin“ die Wahrscheinlichkeiten für ein Interesse in weitesten Kreisen, die sich beim Lesen dieses Buches so unendlich geistreich vorkommen. (Das sicherste Mittel für den Erfolg eines Autors: nicht er, sondern der Leser muß bei der Lektüre als der Kluge erscheinen.) So fühlt man in diesem Stadium der Verdauung beim Lesen von K. Rosners „Sehnsucht“ genau, wo die Rührung beim Publikum (nicht etwa im Buche oder gar beim Autor) einsetzt, und kann sicher sein, sich sehr bald als treffsicherer Kritiker einen Namen zu machen.

Das Unglück des Autors will, daß ich beim Lesen dieser Bücher in feierlichster Stimmung mich befand. Ich hatte eben Carl Hauptmanns letzten (der Himmel behüte uns und die deutsche Literatur! ich meine „neuesten“) Roman „Einhart der Lächler“ zu Ende gelesen! Kinder! Wenn ihr noch Blut in euren Adern habt, trotz allem materiellen Kram und Krempel dieses freudeleeren Lebens, noch fähig seid eines heiligen Empfindens vor einer großen, starken und wahren Kunst, dann kniet nieder vor diesem Dichter, diesem Kinde, diesem Menschen, der euch hier ein Werk beschert, das ihr an euren Feiertagen, fern von allem Lärm des Tages, vornehmen und genießen sollt! „Ist's Literatur?“ „Ist's Kunst?“, fragt ihr. Geht hin und lest's! Fragt nicht, was es ist und kritisiert nicht, „wer's nicht gefühlt, der wird es nie begreifen.“ Wen's aber glücklich macht, braucht um sein Leben nicht zu bangen. Denn es gibt Stunden, die einen nicht nur alles vergessen machen, die einen innerlich so bereichern, daß man stark (oder stumpf) wird gegen das Leben.

Ein Seitenstück, wenn man so will, zu Otto Julius' prachtvollem „Prinz Kuckuck“, über den Ernst von Wolzogen hier sprechen wird. Man braucht, wenn man den einen lobt, den andern nicht zu tadeln. Gewiß führt keine Brücke von einem zum andern. Prachtvolle Menschen sind sie beide. Es gibt in Berlin und Wien eine stattliche Schar (nein, Clique) von Aestheten, die glauben, besonders geistreich zu sein, indem sie Otto Julius literarisch nicht mehr ernst nehmen. Denen er zu gesund ist. Denen er zu natürlich ist. Denen er zu produktiv ist. (Denn die geistige Verinnerlichung verlangt heute mindestens sechs Jahre für jede Arbeit. Damit hat sie den Beweis ihres Wertes erbracht.) Denen er zu gewöhnlich ist; denn jedermann versteht ihn, und der gebildete Mitteleuropäer findet schon beim ersten Lesen den Sinn heraus. Denen er schließlich (horribile dictu) zu materiell ist. Mir scheint's, Sache des Verlegers zu sein, den materiellen Wert einer Arbeit zu bemessen. Und fast sämtliche Verleger reißen sich um ihn. Würden sie's tun, wenn er sie Geld kostete? Die Berliner Aesthetenclique (die sich auch gegen die Mitarbeit Bierbaums am „Morgen“ wandte) sollte, statt sich die Nächte hindurch in den Cafés gegenseitig literarisch zu ästhetisieren, nach Fiesole fahren und das reiche Leben dieses Menschen kennen lernen. Sie würden dann, meine Herren, weniger blasiert und etwas abgeklärter sein. Wenn Dehmel recht hat, daß, wer an seinem Leben nie verzagte, nie um des Lebens Deutung rang, so ist er weit davon entfernt, damit Resignation zu predigen. Stellung zur Welt fordert er, meine Herren, nicht überlegen und teilnahmslos sich außerhalb der Welt stellen. Des Lebens Deutung finden, heißt: über des Tages Gleichmaß hinaus uns klar werden über unser persönliches Verhältnis zur Welt. Finden Sie das, meine Herren, die Sie mir so intensiv Otto Julius Bierbaum für den „Morgen“ verekeln wollen, und wir werden uns weiter sprechen. Um derartige Werturteile zu fällen, sind weder der Absinth noch das Nachtcafé notwendige Vorbedingungen.

Ich finde kein Glied, um zu Robert Saudeks „Dämon Berlin“ zurückzukehren. Dies Buch hat einen buchhändlerischen Erfolg aufzuweisen, der in keinem Verhältnis zu seinem Wert steht. Robert Saudek weiß das selbst am besten. (Gurlitt wird nächstens hier seine „Gymnasiastentragödie“ besprechen.) Er selbst hat bei seiner Kontroverse mit Dr. Pfennig im „Morgen“ schon den Beweis erbracht, daß er sich auch mit ernsten Dingen zu beschäftigen weiß. Er ist ein Anhänger Weiningers, ohne ein persönlicher Gegner von Fließ zu sein, und hat wiederholt, wenngleich ohne Erfolg, das geniale System von Fließ ad absurdum zu führen versucht. Ich besitze die Kühnheit, zu behaupten, daß er Fließens „Ablauf des

Lebens" zwar durchaus mit heißem Bemühen zu Ende studiert, ihn aber nicht verstanden hat. Seine „Billigen Weisheiten" sind jedenfalls nicht imstande, die Begriffe zu klären. Sie bringen nur neue Verwirrung. Für mich ist das Buch „Dämon Berlin" — vorausgesetzt immer, daß es der Verfasser selbst nicht für ernst nimmt — der Beweis mangelnder Selbstzucht. Ein begabter Mensch, wie Saudek, darf solche Geschmacklosigkeiten nicht begehen, sofern er verlangt, weiterhin in seinem Streben ernst genommen zu werden.

Fern von jeder Trivialität hält sich die stimmungsvolle Novelle Delmars „Glück". Wie liebevolles Verständnis natürliche Anlagen pflegt, wie zarte Empfindsamkeit letzte Bitternis nimmt und zwei gleichgestimmte Menschen auf des Lebens Höhen führt, zeigt meisterhaft diese Novelle. Das Leid der Einsamkeit das Sehnen nach Vertiefung, der Wunsch, dem Leben neben äußerem auch inneren Glanz und Fülle zu geben, all das habe ich nie teilnahmsvoller mitempfunden. So zeigt sich's wieder: es gibt nichts absolut Triviales. Nicht das „Was", das „Wie" entscheidet. Zwei Menschen, die sich lieben; wer mag's noch mitanhören? Wie diese beiden Menschen unter der starken Hand des Mannes dem Leben innere Werte abgewinnen, wie ein Wesen sich bildet durch die Pflege des andern, eins in das andere hineinwächst; wie die Erkenntnis des eigenen Wertes erst leise dämmert, dann hell durchbricht, und wie dann unter all dieser Erleuchtung das große Glücksempfinden erwacht, das nun nichts mehr erschüttern kann; denn nun ist des einen Schicksal auch das des andern geworden. Das muß durchlebt sein. Starker Wille und große Liebe leiten zwei Menschen über alle Kümmernisse hinweg. Ihr Glück wird so groß, daß sie es vor der Welt verbergen — und das Buch bricht ab. Weiter geführt würde es das Schicksal eines Menschen werden, so eins sind sie geworden. Neben diesen reinen Tönen, durch die doch überall die helle Lust am Leben klingt, mutet die sentimentale Arbeit Rosners eigentümlich an. Hier ist nichts unmittelbar empfunden, hier ist alles Roman, wie dort alles Leben ist.

Habe ich schon aus der Schule geplaudert, als ich euch für Hauptmanns Roman erwärmte, so sei es auf das gleiche Schuldkonto gesetzt, wenn ich von zwei weiteren, ebenfalls noch nicht veröffentlichten Arbeiten spreche — mit einigem Recht, wie mir scheint, nachdem ich vor mehreren Wochen hier gar zu eifrig (wie anonyme und andere Zuschriften mich zu belehren suchten) für ihre Verfasser eingetreten bin. Eulenberg und Bab. Ich schrieb, daß ihre Arbeiten die Erfüllung noch nicht bedeuten! Indes, wie's mich dünkt, zu ihr hinüberleiten. Ich habe keine Veranlassung, dies Urteil zu widerrufen. Für den einen so wenig, wie für den andern. Babs vieraktiges Drama „Blut" vertritt mit — wie mir scheint — nicht zwingender Gewalt die Weltanschauung, nach der nur auf den Thron gehört, wer mit größtem Erfolge den Befähigungsnachweis, der Rechte auf dem verantwortungsvollen Platz zu sein, erbrachte. Zwar soll die Machtfrage weder von der Kraft der Muskeln, noch von der Stärke des Geistes gelöst werden. Die Zweckmäßigkeit für die Gesamtheit gibt den Ausschlag. Es ist die demokratischste Lösung, die man sich denken kann. Bedingungslos jedes Recht des Blutes aberkennen, die Königin als Hirtin auf die Wiese setzen und einer gefühlsrohen Magd die Krone zuerkennen, die sie sich durch Untreue und Gewalt erschwindelt hat, nur weil sie willensstärker ist — nein, Herr Bab, und tausendmal nein! — hier gibt's für Hunderttausende noch ein Gefühl (Pietät trifft's nicht ganz), dessen sich, wie mir scheint, auch der Vorurteilsloseste nicht zu schämen braucht. Ihre Königstochter — und darin liegt Ihre Kühnheit und, wie mir scheint, auch die Gefahr — besitzt Adel, der Ihrer Magd abgeht. (Ja, merken Sie's denn nicht? Ihre Heldin kommt mir selbst auf dem Throne noch, trotz ihrer Herrschertalente, wie die gröbste Magd vor.) Wär's umgekehrt, Ihre Weltanschauung wäre die meine. Bis dahin mitzugehen, verbietet mir ein instinktives Gefühl, kein Vorurteil, vielleicht Pietät, vielleicht Achtung vor der Geschichte, die Erziehung vielleicht — wahrscheinlich aber — das „Blut". Und doch, dies Drama (das bereits in Mannheim im Manuskript zur Aufführung erworben wurde) hat Qualitäten, die mich nach wie vor an Bab glauben lassen. Gleiches gilt von Eulenberg, dessen neuestes Drama „Ulrich Fürst von Waldeck" dieser Tage in Buchform erscheint. Auch ein Lustspiel liegt im Manuskript vor. Ueber beide Arbeiten wird hier noch zu sprechen sein.

Auf ein groß angelegtes Werk möchte ich noch hinweisen: „Die Gemäldegalerie des Prado in Madrid." Es entstand in der Kunstanstalt Franz Hanfstängl (München, London, New

York). Soll man auf die Verdienste dieses Hauses noch hinweisen? Seine Aquarellgravüren und Faksimileaquarelle kennt jeder. Sie haben — und hier liegt das große Verdienst — immer mehr den geschmacklosen Oeldruck verdrängt; und wenn sie auch nicht, wie etwa das neue Lichtdruckverfahren, an die Originale heranreichen, so wird doch selbst ein verwöhnter Geschmack einigen Blättern, wie dem „Lachenden Kavalier" von Frans Hals oder der „Madonna" von Kaulbach Anerkennung zollen.

Das Prachtwerk „Die Gemäldegalerie des Prado" zu schaffen, ist einfach ein Verdienst. Ganz abgesehen von der künstlerischen Bedeutung ist hier meines Erachtens auch einer historischen Pflicht genügt. Viel zu wenig sind Philipp II. und Philipp IV. als Menschen und Mäzene von der Geschichte gewürdigt worden. Man braucht da nicht an Schiller zu denken, für den Lessings Gesetz über die Grenzen, innerhalb deren sich der Dichter an den historischen Stoff und die Charaktere zu halten hat, einfach nicht existiert. Leider! Karls V. Verdienste um Tizian sind bekannt. Daß aber von den heutigen Gemälden Tizians im Prado ein großer Teil aus dem Besitze Philipps II. stammt, wissen nur wenige. Und was für die Weite seines Blickes das beste und sicherste Zeugnis gibt: auch für die altniederländische Malerei hatte er Sinn und Verständnis (Versuchung des heiligen Antonius von Hieronymus Bosch). Ein Verdienst, das mehr gilt, als das seines Enkels Philipps IV. Denn von Gott begnadet der Herrscher, der einen Velazquez an seinem Hofe hat. Daß er ihn hielt, trotz vieler Anfeindungen, soll ihm nicht vergessen werden.

Die Ausgabe dieses Prachtwerkes erfolgt in vierzehn Lieferungen zu je sechs Blatt. Außer Velazquez und Tizian finden wir Murillo, Goja, Rubens, van Dyk, Raffael, Lorenzo Lotto. Warum fehlt Dürers „Erstes Menschenpaar"? Gibt es Vollendeteres von ihm?

Auf Ullsteins Weltgeschichte war hier schon einmal hingewiesen. Nun liegt der erste Band vor, und man findet seine Erwartungen übertroffen. Diese Weltgeschichte, in der jahrelange ernste Arbeit steckt, ist ein Verdienst, das höchstes Lob verdient. Viel zu wenig weiß unser Volk von seiner Geschichte. Als trockene Materie schwebt sie uns noch immer wie ein Lehrgegenstand vor, mit dem uns lange Schuljahre nicht eben verkürzt wurden. Niemandem wird es einfallen, zur Unterhaltung ein Geschichtswerk statt eines Romans zur Hand zu nehmen. Hier ist nun etwas geschaffen, was unser Interesse zu wecken und zu erhalten weiß. Es war ein glücklicher Gedanke, die ersten Männer der Zeit zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Persönlichkeit weiß heute mehr als die Materie zu fesseln; selbst wenn unter der Stärke der Individualität hin und wieder subjektive Werturteile ausgesprochen werden. Haeckel, Pflugk-Harttung, Bezold, Lamprecht u. a. schufen dies Werk (4 Bde., à 20 Mk., Ullstein & Co.), das durch über 3000 Illustrationen belebt wird. Nicht in der bekannten Art ähnlicher Unternehmungen. Die Illustrationen, wie die gesamte Ausstattung verraten erlesenen Geschmack. Ich glaube, daß man dies Werk sehr bald überall finden wird wo man Anspruch auf Bildung macht.

A. L.

Theater.

Neues Schauspielhaus. „Zar Peter". Am Tage der Premiere brachte das „Berliner Tageblatt" ein Feuilleton von Erler über das natürliche Drama. Ohne in die Tiefe zu gehen, entwickelte Erler hier gesunde Ideen. Ein dramatisches Handikap. Goethe (bei ihm auch als Dramatiker) und Shakespeare: hors concours. Dann — und das nahm mich für ihn ein — an erster Stelle Kleist, an zweiter Hebbel. Danach durfte man Besseres erwarten. Warum diese Leute an ihre eigenen Werke so gar keinen Maßstab zu legen wissen.

Einem Königlichen Oberlehrer (oder sind Sie's nicht? Sie müssen's sein) kann man es schließlich nicht verübeln, wenn er statt eines schlechten Wedekind einen schlechten Schiller schreibt. Wenn's noch ein schlechter Kleist wäre! Aber seines Geistes auch nicht der leiseste Hauch! Wir suchen Nachwuchs. In Erler finden wir ihn nicht. Zwei Namen sind en vogue: Borngräber und Fresca. Es soll in Literatenkreisen zum guten Ton gehören, sie zu kennen. Beschäftigen wir uns mit ihnen. Borngräber ist freilich schwer belastet. Er ist Dramaturg bei Schmieden. Fürs „Ungeheuer" wohl noch nicht verantwortlich. Ein Stück, in dem von Anfang bis zu Ende der Eine immer von dem Andern betrogen wird. Sonst fiel mir nichts Berichtenswertes an dem Stück auf. Es sei denn, daß diese Korruptionsmanie auf der Bühne auch auf die Angestellten ansteckend wirkte, und daß ein mir unbekanntes Fräulein Winkler viel Geschmack und einiges Talent entwickelte.

A. L.

Bristol-Briefe.

Der Zweite.

London, Carlton Hotel.

Hier, liebe Violette, finden mich Deine sehr interessanten Zeilen, die mir von der verlassenen Königin der Seebäder, aus Brighton, nach der überfüllten Weltenzentrale London nachgesandt wurden.

Ich sitze hier im Carlton in dem kleinen gelben Salon mit dem löblichen Vorsatz, Deinen Berliner Erguß zu beantworten. Ach, es wird mir sehr schwer, hier zu schreiben, seine Gedanken nach Berlin, wo es am W—esten ist, zu lenken, wo Pall Mall, die höchste Blüte des modernen Lebens, großzügig an mir vorüberflutet, und doch auch das historische London mich mit seinem schmeichelnden Zauber umgibt.

Carlton! Schon der Name ist ein Programm. Kicherndes Lachen von rosigen Frauenlippen, klirrendes Florett- und Degenspiel ritterlicher Gestalten, spitzenbesetzte Jabots, bänderflatternde Fontanges, Fackelschein und Kerzenglanz, das merry old England und die fêtes galantes, Kavaliere und Pierrots, Könige und Narren, Prinzessinnen von Geblüt und Fürstinnen der Venus, die ganze ars amandi im höchsten höfischen Raffinement wird kaleidoskopartig mit diesem Namen beschworen, Sir Pepys Diary scheint leibhaftig an uns vorbeizuziehen. Man glaubt des Duke of Yorks zierlichen Palast erstehen zu sehen, in dessen Söllergang der verbannte, verliebte Rowley seine Nelly Gwynne erwartet, der auch dann im Königssaal als zweiter Karl von England dies Liebchen nicht um Katharina von Portugal verlassen will und sie nach White Hall bringt. Aber der König ist „mobile“: auch in Carlton House finden die Rendez-vous statt, die der englische Louis Quinze der schönen Herzogin von Portsmouth gewährt, der holden Agentin der Tripleallianz, welche an der „pretty witty Nell“ ihre Siege über die Braganza rächt. Hier im Carlton Palace traf auch der König mit Lady Castlemaine zusammen, von hier aus nahm der Sohn der Winterkönigin, Prinz Ruprecht von Pfalz, der Gründer der englischen Flotte, weihevollen Abschied zum Kampfe gegen Heemskerk und de Ruyter; in Carlton House schlugen die holländischen Kanonen ein, von hier aus betrachtete der blasiert entnervte Hof ein neronisches Schauspiel: den Brand von London.

In diesem selben Salon vielleicht, an dessen Fenster ich sitze, mag die schöne Auguste von Koburg als Prinzessin von Wales der Sänfte geharrt haben, die ihre beste Freundin, Lady Dudley, bringen sollte, und in deren Verkleidung der Minister Bute seinen Weg zu der schönen Fürstin fand. — Hier in Carlton fand jenes Maskenfest statt, auf welchem die Herzogin von Kingston, über eine allzu gewagte Maskerade von ihrer Herrin zur Rede gestellt, der königlichen Geliebten des ministerlichen Botanikers die entzückende Antwort gab: „Your Highness, warum heut so streng? Hier in diesem Hause chacun peut donc trouver son „but“. — In diesem Salon hielt der Gemahl der schönen Sünderin Frederic von Wales und Vater des nachmaligen George III. seine berühmten literarischen Abende ab, hier lud er den gefürchteten Satiriker Pope ein, nachdem er gewettet, der „Rote“ würde nicht kommen, und als er nicht nur kam, sondern sogar mit einer Ode den Thronerben begrüßte, fragte dieser den Dichter: „Warum schreiben Sie so feindlich gegen die Könige und sind so freundlich gegen den Thronerben?“ worauf dieser ihm die berühmte Antwort gab: „Weil ich die Löwen nur liebe, solange ihnen noch keine Krallen gewachsen.“ — Hier in Carlton House glänzte auch Karoline von Braunschweig, Georges IV. Gemahlin, bevor noch Sidney Smith ihren Namen verdunkelt, — hier lebte Napoleon III.; von Miß Howard unterstützt, übte der kaiserliche Aar seine Fänge zum späteren Fluge, und heute — heute flutet das einzige Londoner life um Carltons Mauern und breitet seine höchste Lebensfreude in seinen Sälen aus.

Heute diniert in dem großen roten Saal, wo einst zum Ballspiel geladen, Spaniens holde Königin, die glückliche Vertreterin des tu felix Albion nube, in bläulichem Crepe de chine-Ge-

wande mit fabulösem Zobel geschmückt, heute rauscht die junge Mrs. Marshall Field, die Mutter des Warenhaus-Kronprinzen, in wundervoll kleidsamer Halbtrauer durch das Hotel, das sie mit dem fünften Avenue Palace vertauscht, um persönlich die Erziehung des glücklichen Erben von 600 Millionen Vermögen, und dem größten Dry goods store der Welt in London zu leiten.

Am Nebentisch Mr. George Gould, dessen stolze Jacht „Atlantic" in Plymouth im Dock liegt, der auch um seinen jungen Sohn Harald, den Champion-Tennisspieler, Amerika mit England vertauscht hat. Auch Lord Howard, de Waldon, dem der Druce-Prozeß gegen seinen Großonkel, den fünften Herzog von Portland, und mithin auch gegen ihn gerichtet, anscheinend nicht den Appetit zu frischem Spargel verleidet. — Die schöne John Jakob Astor hat auch ihr unweit der deutschen Botschaft gelegenes Heim verlassen, um hier im roten Saal zu dinieren. Die berühmten Türkisen zieren den dunkeln Scheitel, den weißen Busen der schönen Amerikanerin, die, ganz im Stil von Nattiers Pompadour gekleidet, in bläulichem Taffet mit hellila Rüschen schimmert, ihre Schwiegertochter, in leichten rosa Tüll gekleidet, würde den Eindruck eines deutschen Pfarrertöchterchens machen, wenn nicht an einer Plantinkette der „Sancy" jener berühmte Diamant Karls des Kühnen erglänzte, der einst nach mannigfachen Irrfahrten Eugenie Montijos weißen Hals schmückte, als sie am Arm „unseres Fritz" in Ismael Paschas neugegründetem Reich zur Aida-Premiere den Gezireh-Palast betrat, und welches historische Juwel Frau „Waldorf" auf der letzten Auktion der französischen Kronjuwelen erstanden und neidlos — wo ist die Schwiegermutter — der Frau ihres Sohnes als Morgengabe schenkte. Auch Mrs. Spencer Clay, geb. Astor, im weißen Crepe de chine unter weißem Rosenhut, dann die schöne Gräfin Torby — ein Märchen an Chic und Eleganz, in silbergrauem Tüll und Chinchilla — sah ich, als ich aus dem großen Speisesaal mich hier in diese „cosy corner" flüchtete, um Dir zu schreiben. Ja, auch ich bin müde durch meine saunters through the shops. Aber ich wurde auch wunderbar angeregt von dem, was der Weltmarkt Londons mir geboten.

Heute morgen, als ich frisch von Brighton kam — der Nebel dort drückt mich nieder — er ist in London doch nicht so intensiv, und der momentane Aufenthalt des Königs hier, die Besuche der vielen fremden Monarchen, haben eine neue „season" geschaffen, die den Herbst vergessen läßt, und so hatte ich es vorgezogen, den sonnenklaren Tag in London zu verbringen.

Ich lunchte im Ritz — zu meinen Füßen St. James Park — in jener zauberischen Terrassenhalle, die wirklich der roi du soleil selbst gebaut haben könnte — das gelbe Licht des Herbsttages mischte seine kalten Strahlen mit dem Zauberkreis der Lustres, die in geschlossenem Circle kreisartig den Saal beleuchten. Noch hat kein zweiter Hotelier eine festlichere Tafelrunde geschaffen. So saß ich, dem Buckingham Palace zur Linken, Devonshire House zur Rechten, umrauscht von Piccadillys Weltstadtbrausen — und habe wie ein Lukullus gespeist —, beinahe noch raffinierter als bei Scotts, das jetzt wegen der warmen Witterung noch nicht fashionable. Auch Ritz war zur Lunchzeit „packed". Gräfin Stephany Lonyay, die Ruhelose, auf deren Scheitel sich einst drei Kronen senken sollten, saß da, blendend schön, in tiefviolettem Sammetkleid mit Skunks verbrämt. Sie kam von Woodnorton, wo die spanische Heirat sich eben vollzogen, mit ihr war die entzückende Herzogin von Guise eingetroffen. Ich sah Mrs. Winifred Ashley, des erfolgreichsten Finanziers einzige Tochter im lichten Tuchkleid. — Auch Lord Curzon erblickte ich. In diesem ernsten kalten Napoleonsgesicht liegt noch die tiefe Trauer. Wo ist die schöne Daisy geblieben, Josua Leiters, Marshall Fields einstigen Partners, vielbeneidete Tochter, die als indische Vizekönigin auf dem Pfauenthron zu Delhi glänzte. Warum hat sie allen Widersprüchen ihrer zahllosen Freundinnen in Simla entgegen doch zum letzten Koronationstage jenes Gewand aus Pfauenfedern sich sticken lassen, indem sie wirklich als

die holdeste Verkörperung ihres zweiten Heimatlandes wie eine indische Begum die Huldigungen des Kaiserreichs entgegennahm. Ein alter Aberglaube hat hier schmählich recht behalten. Dann sah ich mit der Marquise von Villobar Lady Sassoon, geborene Peruggia, Sargents holdestes Modell auf der hiesigen Ausstellung; ebenso wie die schöne Mrs. Charles Meyer, deren Anmut auch der neuenglische Van Dyk auf das glücklichste in jenem vielbewunderten Gemälde „Mrs. Charles Meyer and her children" wiedergegeben hat!

Dann ging ich Bondstreet entlang zu Gorer. Du kennst, auch wenn Du nicht Judith Gautiers Buch gelesen hast, meine berechtigte Vorliebe für Jade! Der uralte geheimnisvolle Schmuck der chinesischen Mandarinen, der heute an den Armen amerikanischer Milliardärinnen glänzt, in seiner stumpfen Farbe und Eigenart einen rassigen Gegensatz zu dem funkelnden Schmuck bildend, der gerade wohl um dieses raffinierten Tones willens zu keiner noch so glänzenden Toilette, noch so kostbaren Juwelen fehlt. Was ich heute bei Gorer sah, war wohl alles, was China, Japan und Indien an exquisiten, nicht landläufigen Schmuckwerken aufzuweisen hat. Von Kristall-Buddhas, amethystgeschnitzten Blumen, bis zu den breiten Bernsteinvasen, die einst Tartaren als höchsten Tribut der zweiten Katharina zu Füßen legten, und die mich stets an jenes einzige Schmuckstück der Rosenborg erinnern, an jenen Bernsteinkronleuchter, der mit seinem zauberisch-goldenen Schein das mit Schweinsledertapeten ausstaffierte Gemach erhellt, zu dessen abgeplasteten Goldreliefs einst kein Geringerer als Andersen den schönen Spruch niederschrieb: „Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht". Dann weiter die köstlichsten Armspangen aus Karneol, Amethyst, Nephrit geschnitten. Stickereien, wie sie nur der Orient erfinden und ein Meister aussuchen konnte. Dann besuchte ich jenen kleinen köstlichen venezianischen Glasladen, der die „Schuhe der Herzogin von Bedfort" verkauft, jene kleinen von ihrer Hoheit erfundenen Glaspantöffelchen, welche das Neueste und Allerneueste der Tischblumendekoration in England bilden. Auch bei Deinem „Rider" war ich, sah einen kostbaren Aquamarinschmuck, der übrigens viel moderner wie Periodot, und hervorragende Turmaline — bei Garrison ein Smaragden- und Perlen-Halsband, das einen Maiblumenkranz darstellte und von verblüffender Wirkung war. Hier, wie überall, jene entzückende Mode, in den Schaufenstern lose Edelsteine in kleinen Perlmutterschalen auszustellen. — Warum kommt kein Berliner Juwelier auf die Idee, diese Edelschätze der Erde im Rohzustande vorzuführen.

Dann ging ich zu Waring — ein Glück für Berlin, daß er nach dort kommt! Du weißt doch, er hat U. d. Linden gemietet. Denn er arbeitet, wenn es sich um wirklich schöne Möbel handelt, in „Material", d. h. ihm genügt nicht nach Art der Künstler des modernen Deutschland, irgendein simples Stück Holz zu nehmen, zu schnitzen, zu beizen und dann zu sagen: „Sehen Sie dieses schöne Holz und meine Arbeit. Ist dies nicht süperb, muß das nicht Tausende wert sein?" Nein, Du findest auch bei ihm prachtvolle Holzmöbel, aber er nennt Holz Holz — seine Eigenart, seine Kunstfertigkeit besteht aber darin, Elfenbein, Schildkrot, Edelsteine und edle Metalle zu verarbeiten. Da sieht man Tortoise-Shell, Onyx, Elfenbein usw. zu entzückenden Möbeln benutzt, die getrost mit jenen Kunstschätzen konkurrieren könnten, die einst die Herzogin von Galliera, die prachtliebende, künstlerische Brignole Salis, in ihrem modesten Genueser Palazzo Rosso aufgestellt. Bei Waring sieht man Perlmuttertische, Onyxbänke, Jaspis-etageren, Alt-China-Lackkonsolen, deren Kostbarkeit mit dem Inventar des Winterpalais wetteifern kann. Um auch dem Holz einen gewissen Reiz zu verleihen, ist Waring auf die hübsche Idee gekommen, das Wrack des Nelsonschiffes Foudrohant zu kaufen und aus diesem historischen Holze allerlei Möbel und sonstige Kleinigkeiten herzustellen. Ein Schreibtisch für den Kaiser ist aus diesem Material bereits abgegangen. — Ich sah auch das ganz in Silber gehaltene Schlafzimmer für die Königin Alexandra, welches wirklich in seiner zarten, geschmackvollen Farben-

stimmung — lichtgrüne Seerosen auf lila Liberty — für des „Seekönigs" Tochter paßt. Bauernmöbel, wie man sie antik oder neu, echt oder nachgemacht in Berlin kauft, findet man hier gar nicht — wie für „Bauern" in England wohl überhaupt nur Platz auf dem Lande ist —, den vielgesuchten Möbeln entsprechend, scheint ihnen Berlin sehr bekömmlich!

Von Waring ging ich zur International Fur Store in Regent Street, wo ich einen russischen Zobelmantel zum Preise von — nein, ich schreibe ihn nicht, Du würdest ihn doch nicht glauben — für die schöne Gattin des Besitzers der größten englischen Tageszeitung sah. Auch ein Blaufuchs für die Großfürstin Kyrill von Rußland von zauberhafter Schönheit. Noch chiker, jedoch nicht ganz so teuere Sachen hat die Crafton Company in Regent Street aufzuweisen, deren Clou ein weißes Spitzenjäckchen, mit Hermelin verbrämt, war, angeblich für die Herzogin von Westminster, der nicht minder schönen Schwester der Fürstin Pleß. Ich zog auch zu dem Mann, den ich nach William Shakespeare für den verdienstvollsten Mann in England halte, zu Peter Robinson und sah dort bezaubernde, mit gleichartigen Fransen besetzte rote Seidenblusen, welche Farbe wieder außerordentlich modern ist. Uebrigens erfuhr ich hier, daß unsere Kaiserin bei ihrem Besuch in Guild Hall Furore mit einem panneblauen Seidenkleid gemacht, welches ebenso wie eine lila Abendtoilette und ein großes zyklamenfarbiges Sammetkleid von, höre und staune, Gerson war. Du siehst, daß auch Berliner Kleider in London gefallen können. Dann ging ich an dem Clarence House vorüber, am Buckingham Palace und wartete auf den „King". Der machte seinen Besuch bei seinem holden Gast im Kensington Palace, und richtig, bald kam die große elegante und doch so einfache offene Kalesche, und der König, die Königinnen von Norwegen und Spanien hielten vor dem Buckingham Palace. Königin Ena ist noch hübscher geworden, seitdem Du sie vor zwei Jahren bei dem großen Abschiedsfest in Strafford House gesehen. Der Königin Mauds Antlitz ist noch etwas länger, ernster geworden, aber der König sieht famos aus, er schaut darein wie ein höchst kluger menschlicher, sehr machtvoller Handelsmagnat, der sich trotzdem als den Herrn der Welt erblickt. Etwas außerordentlich Jovial-Gemütliches liegt in seinem Gruß, diesem sanften Lüften des tadellosen Zylinders, dem sprechend spöttischen Blinzeln seiner Augen, die sich rastlos spürend in dem breiten Gesicht drehen.

Aber trotzdem mangelt es bei aller Prunklosigkeit nicht an Hoheit. Sein außerordentlich ruhiges, sicheres Gebaren erinnert mich unglaublich an jene Würde, mit der einst der verstorbene Alphonse Rothschild den Zaren begrüßte, als dieser sich von Paris nach Compiègne begab und auf dem Gare du Nord mit unnachahmlicher Würde und Ruhe mit dem — wohl etwas Geld benötigenden — unruhigen Herrscher aller Reußen konversierte, nachdem dieser den Präsidenten Faure mit unermüdlichem, an das berühmte Theaterintermezzo „Wo ist Rothschild" erinnernden Eifer wohl eine Viertelstunde mit „où est le Baron, où est le Baron?", wie man sagt, „geschwächt" hatte.

Uebrigens, der „King" ist nicht nachzumachen! In Deutschland beliebt man ihn in den Witzblättern als einen Falstaff, Ochsenfrosch oder ähnlich geschmacklos mit großen Glotzaugen darzustellen, und vergißt ganz, daß es ein paar stahlharte Augen sind, die mit ernstem Spott — denn ihm ist seit Sam Lewis und Baron Hirsch wohl nichts Menschliches fremd — ihre Blicke über den Beschauer schweifen lassen. Der König, der unnachahmlich verkörpert, welche Würde auch das Zivil zu vergeben hat, ist unglaublich in England beliebt, nicht nur bei den Frauen — wo der einst gebeten, hat wohl keine widerstanden —, der Engländer, der nichts mehr als die Geschichte des Landes liebt, glaubt im König, in seinen beispiellosen Erfolgen die höchste Verkörperung des Lieblingshelden seines großen Dichters, Heinrich V., zu erleben, und man versucht nun mit hundert Zärtlichkeiten, wie um ein großes Unrecht gut zu machen, alle die

kleinen Skandälchen und Chroniken, die sich an die Kronprinzenzeit des Königs reihen, zu vertuschen — als ob sie einen anderen Hintergrund gehabt hätten, als daß der große Mann noch nicht an seinem Platz gestanden. Auch heute glaube ich, kann man dem König noch nicht die Tugendrose überreichen, aber man ist von so viel Erfolgen des politischen Lebens klug geworden, um einem so großen Manne so kleine Schwächen zu verzeihen, die übrigens wirklich nichts mit seiner Politik und dem Glück seines Landes zu tun haben, denn nicht jede Tugend heißt gleich Maria Theresia. Der Zar und die Zarin strotzen, glaube ich, vor Tugend, und dennoch wird die zweite Katharina trotz Potemkin und hundert anderen ihrer Geliebten einst in der Unsterblichkeit nit Meilenstiefeln ihrem tugendhaften Enkel ausweichen wollen. „Connaître son métier", hat die Semiramis des Nordens als erste Monarchentugend ihrem Halbgott Voltaire gerühmt. — In diesem Punkte könnte Victorias Sohn ein direkter Sproß der holden Zerbsterin sein.

In dieser heute den König vergötternden Schwärmerei vergeht kein Tag, an dem nicht vom Publikum irgend etwas erfunden oder aufgefrischt wird, das nicht nur seine Klugheit, sondern auch seine Herzensgüte beweisen soll. Die Zeitungen, Magazine sind voll von queer stories — über „Bertie", wie einst Eduards nick name. Mir braucht man allerdings nichts zu erzählen. Du weißt, ich habe den König nur einmal beobachtet — da handelte ein damals viel bekrittelter Fürst so, wie nur ein wahrhaft guter, großer Mensch handeln konnte. Du wirst Dich auch noch besinnen, liebste Violette — Berlin, März 88. Der alte Kaiser tot, zur letzten Heerschau im Dom ausgestellt. Durch schwere Truppen- und Schutzmannskordons die Straßen gesperrt. Kadres von Gendarmen, die das letzte Defilee vor dem greisen Helden bewachen. Der Hof, die kaiserlichen Trauergäste wollen dem toten Kaiser ihr vale senex imperator zurufen, den letzten Besuch abstatten — Wagen auf Wagen der fremden Fürstlichkeiten rollen die Linden entlang zum Dom — langsam sich Bahn durch die stauende Menschenmenge brechend. — In einem Wagen der Prinz von Wales — wieder blicken seine Augen klar und spähend hinaus. Ein Schutzmann hat eine Menschengruppe besonders hart angelassen. In ihrer Mitte eingeklemmt ein kleiner unbeholfener Mann, ein Buckliger, der auch auf diese Weise sich den Weg zum Dom bahnen möchte, vergebens sich gegen die drängende Menge wehrt. Aber der „Wales" kennt ihn — scheint ihn zu kennen, er besinnt sich — irgendwo hat er ihn einmal — vielleicht in Homburg oder Ostende — gesehen, hat ihm dieser kleine Kerl einen Dienst geleistet — irgendeinen, welchen weiß er nicht. Aber er fühlt eine gewisse Dankesschuld in sich aufsteigen und sieht die Gelegenheit, sie abzutragen — und den Wagen halten lassen, den Verwachsenen zu sich hineinziehen, ist das Werk eines Augenblicks. — Zwei Minuten später schreitet der Prinz von Wales mit Albert Samson in den Dom zur letzten Reverenz vor Deutschlands Heldenkaiser, der inmitten seiner ob dieser profanen Begleitung erstarrten Granden in heiliger Ruhe daliegt. — Das war der echte „Wales", derselbe Prinz Heinz von Gottes und Shakespeares Gnaden, der, als seine große Stunde schlug, die Narrenkappe „good-bye Sir John" abwarf und die Krone aufsetzte, um der — siebente Eduard zu werden.

Ich weiß nicht, liebe Violette, ob Dich meine Königsschwärmerei interessiert. Ich will sie auch abbrechen, um Dir zu erzählen, daß ich nun über Dover Street — „where we often meet" — ging, an Sunderland House, dem herrlichen, verlassenen Palace der Marlboroughs vorüber. Consuelo ist jetzt in New York, wo sie in den „Tombs" ihren einstigen Spielkameraden Harry Thaw besuchte und ein ergreifendes Wiedersehen mit ihm im Gefängnis feierte. Keiner von ihnen sprach ein Wort — nur mit Tränen im Auge haben sie sich begrüßt — — und das alles um ein „Eldorado-Girl". — Weiter ging ich dann zur Synagoge, wo der jüngste Duveen Miß Lewis heiratete. Die Hochzeit war ein Tutti-frutti von Orchideen, Perlen und Spitzen, die Braut ist blendend schön, der Bräutigam

Teilhaber von Duveen & Co., Pierpont Morgans Kunstjäger, und dann kam ich heim ins Carlton und las Deinen Brief. Was Du mir von Miß Alis Neuigkeiten schreibst, interessiert mich hier fast gar nicht. Die Affäre ist mir, wie ich die Angelegenheit kenne, auch nicht verwunderlich. Wenn ich heute mehr Zeit hätte, könnte ich Dir ganz andere ergötzliche Details aus dem freundlichen Hause des Kommerzienrats mit noch viel verblüffenderem Beweismaterial mitteilen, wo kein Staatsanwalt, sondern nur das heilige Lachen der Richter. Für einen Satiriker gäbe es eine Fundgrube dort! Ein Witzblatt könnte man darauf gründen, aber hier in England interessiert mich wirklich wenig aus Berlin W. Hekuba aus Schilda tönt nicht in Eduard des Siebenten Reich, und dann, ich muß heute noch nach Brighton und deshalb „überhaupt" aufhören. Ich sehne mich ordentlich nach der Glasterrasse des Metropole, mit ihren Kolibris und Honigsaugern, die in entzückendem Farbentanz mich buntschillernd umspielen. Wie angenehm träumt sich's dort, wie viele romantische Regungen steigen da im alten Normannenhofe auf. Weißt Du, daß ich von Brighton aus an keinen geringeren als Shaw schreiben will, er ist ein Herunterreißer, ein Götzendämmerer, ich möchte diesem „Entkönigsmacher" einen Verkannten zum Aufbauen geben, Georg IV. ein Piedestal errichten, dem England in nationalökonomischer Beziehung so außerordentlich viel zu verdanken hat. Was wäre die englische Kultur, der nun mal herrschende Geschmack, der Sport und die Rennen, die Wagen und die Schneider, die heute die Kulturwelt beherrschen, ohne ihn! Der Paris und die französische Mode entthront hat. Auch Brummel war wohl nicht ganz so bedeutungslos und verderblich für London; ist dieses Thema nicht wert, dem größten Satiriker der Neuzeit vorgelegt zu werden? In Brighton, wo der vierte Georg trotz Maccaulay den „Pavillon" schuf und mit der Fitz-Herbert einen unerhörten künstlerischen Königstraum geträumt, da kommen solche Gedanken! Was sagst Du dazu? Absurd, nicht wahr? Schreibe bald Deiner Leonie.

An Frau Violette Riedinger,
Hotel Bristol, Berlin.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festi, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Das Phonola-Haus der Firma Ludwig Hupfeld A.-G., das bisher Leipziger Straße 106 bestanden hatte, ist in Anbetracht der großen Ausdehnung, die die Berliner Filiale in wenigen Jahren erlangt hat, nach der Leipzigerstr. 123 a verlegt worden. Nicht nur ist hier ein prachtvoller Verkaufsraum geschaffen, den hervorragende Berliner Firmen in wahrhaft künstlerischer Weise ausgestattet haben, sondern auch ein größerer Vortragssaal erbaut worden, in dem über hundert Personen Platz finden. Handelt es sich doch, wie vorhin schon gesagt, darum, die neuen Künstlerrollen, dann aber auch die neuen Instrumente in stimmungsvoller und künstlerischer Umgebung vorzuführen. Gerade der letztere Umstand dürfte aber auch vielen Künstlerinnen und Künstlern bestens zustatten kommen, die, wie es die moderne Kunst nun einmal verlangt, von einer stilgerechten Umgebung nicht absehen können. Auch die nebenan gelegenen „Studierzimmer" sind geschmackvoll ausgestattet. Das Auge soll hier nur Eindrücke empfangen, die zu der hohen Kunst hinlenken, und nicht, wie es so häufig der Fall ist, von ihr abziehen.

Ueber das Phonolainstrument selber sei nur noch mitgeteilt, daß es sich in kurzer Zeit allenthalben eingebürgert hat, und, wie die sogenannten Phonolaabende im Mozartsaal und Hotel de Rome bewiesen haben, einer großen Beliebtheit erfreut. Als künstlerisches Klavierspielinstrument genießt die Phonola heute Weltruf und steht unbestritten an der Spitze aller Klavierspielapparate. Kein zweites derartiges Instrument hat Künstlerrollen aufzuweisen.

Die Phonola hat ihren Siegeszug ungehindert fortsetzen können, sie ist jetzt im Gebrauch europäischer Herrscher und Fürsten und es ist nachgewiesen, daß sie sich einer steigenden Beliebtheit erfreut und laut der statistischen Einfuhrnachrichten des letzten Jahres allein in Deutschland eine größere Verbreitung gefunden hat als alle „Ausländer" zusammen.

Der heutigen Nummer liegt ein Sonder-Prospekt der **Literarischen Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.**, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.